1908 (Nr. 7.) Abonnentenausgabe Oktoberheft

Abonnement auf 9 Nummern jährlich geheftet M. 4.50, kartoniert pro Heft 25 Pf. mehr.

Religionsgeschichtliche Volksbücher

herausgegeben von

Fr. Michael Schiele-Tübingen

III. Reihe 10. Heft

Die Ausgrabungen in Palästina und das Alte Testament

Von Professor Lic. Dr. Hugo Greßmann-Berlin

Tübingen 1908

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

FOR USE IN LIBRARY ONLY

HPa
G8325a
Roba

Mit Beigabe: Rede und Antwort.

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by
The Department of Oriental
Languages
~~for use in the~~
~~Oriental Seminar~~.

Rede und Antwort

1. Frage: Wie erklärt man sich die Verschiedenheit der Stammbäume Josephs Matth. 1, 1—17; Luk. 3, 23—38? Die Verschiedenheit der Stammbäume Jesu erklärt sich nicht so, daß man annimmt, bei Lukas liegen etwa der Stammbaum der Maria, bei Matthäus der des Joseph vor. Denn die Erklärung vergewaltigt den klar vorliegenden Bestand des Textes. Sie erklärt sich aber dann vollkommen, wenn wir voraussetzen, daß Jesu Stammbaum niemandem, auch nicht ihm selbst und seinen Eltern, bekannt war, daß aber spätere Gemeindedichtung, der es daran lag, Jesu Davidssohnschaft urkundlich zu erhärten, diese Stammbäume dichtete und zwar an verschiedenem Ort und in verschiedenen Kreisen jedesmal in anderer Weise. Jene Voraussetzung, daß Jesu Familie ihren Stammbaum nicht kannte, hat aber durchaus nichts Unwahrscheinliches. Denn wenn sich auch vielleicht nachweisen läßt, daß priesterliche Familien ihre Stammbäume weit zurückverfolgen konnten, so ist damit noch kein Beweis gegeben, daß eine einfache Zimmermannsfamilie im Besitz eines Stammbaums bis zurück zu den Zeiten der Verbannung war.

Göttingen. Bousset.

2. Frage: Welches ist der historische Geburtsort des menschlichen Jesus. Als Jesu Heimatsort gilt in den ältesten Berichten unserer Evangelien schlechthin Nazareth (Mrk. 1, 9; 14, 67; 16, 6; Joh. 1, 46 f.; Apg. 10, 38). Erst die jüngeren Geburtsgeschichten in den ersten Kapiteln des Matthäus und Lukas behaupten, daß Jesus in Bethlehem geboren sei. Ihre Berichte erscheinen aber schon deshalb unzuverlässig, weil sie sich gegenseitig aufheben. Denn nach Matthäus scheinen Jesu Eltern selbstverständlich und von vornherein in Bethlehem zu wohnen. Sie fliehen dann nach Aegypten und darauf wird die Uebersiedelung (so) nach Nazareth künstlich motiviert. Nach Lukas wohnen die Eltern von vornherein in Nazareth, ziehen nur vorübergehend der Schatzung wegen nach Bethlehem und kehren nach der Geburt Jesu wieder nach Nazareth zurück. Die beiden Berichte stimmen an keinem Punkte überein und heben sich gegenseitig auf. Es entsteht daher der Verdacht, daß die Behauptung von der Geburt Jesu in Bethlehem erst auf Grund der Behauptung seiner Abstammung aus Davids Haus und unter dem Einfluß alttestamentlicher Stellen (Micha 5, 1, vgl. Matth. 2, 5 f.) die man als Weissagung auf ihn auffaßte, in der Gemeinde Jesu erdichtet wurde. (Ueber den historischen Wert oder Unwert der von Lukas behaupteten Schatzung unter Quirinius s. Schürer, Gesch. d. jüdischen Volkes I 508—543.)

Göttingen. Bousset.

3. Ueber die Frage, was das Abendmahl ursprünglich be-

119602

deutet habe, äußert sich Prof. Heitmüller am Schlusse seines Artikels „Abendmahl im Neuen Testament" (Handwörterbuch „Die Religion in Geschichte u. Gegenwart", Lieferung 1) zusammenfassend in folgender Weise:

„In der Nacht da er verraten ward", schuf Jesus, den Blick in kühnem Glauben und gewisser Hoffnung auf das kommende Reich des Vaters gerichtet, eine heilige unlösbare Gemeinschaft unter den Seinen und machte sich zu ihrer Grundlage und ihrem Mittelpunkt, indem er sich selbst ihnen gab, ihn in sich aufzunehmen, wie leibliche Nahrung. Zwei volle, tiefe Töne schlug er mit seinem geheimnisvollen Wort und Handeln an und ließ er in den Herzen der Seinen erklingen: Gemeinschaft untereinander und mit ihm! Diese beiden Töne sind nicht verstummt in der ältesten Christenheit; sie haben das Mahl begleitet, das in Jesu letztem Mahl seine Wurzeln hatte. Es kamen andere Töne hinzu, aber die Grundtöne blieben sie. Freilich nicht ohne Veränderung, schon in den ersten Generationen. Der erste fängt bald an hinter dem andern zurückzutreten. Der zweite aber bekommt früh eine andere Klangfarbe. Als Jesus in feierlicher Stunde den Jüngern seinen Leib (und Blut) als Grundlage ihrer Vereinigung darreichte, da meinte er sich, seine Persönlichkeit, was sie an religiösem Gut und Erleben beschloß und gewährleistete: er meinte eine rein persönliche, geistig-ethische Gemeinschaft mit ihm. In dieser Reinheit und Höhe hielt sich dieser Ton nicht, vielleicht muß man sagen: konnte er vorerst sich nicht halten. (Naturhaft-)mystische Elemente bemächtigten sich dieser Gemeinschaft mit Jesus, die Idee geistleiblicher Verbindung mit dem Erhöhten drang ein und, im Zusammenhang damit, aus dem Unterstrom der Volksreligion der Glaube an die Vermittlung geistiger Güter durch äußere Handlungen und dingliche Mittel. Das heilige Mahl wurde übernatürliche Speise, Brot und Kelch vermittelten Leib und Blut Christi: der Sakramentsglaube hielt seinen Einzug. Schon bei Paulus zeigt sich diese verhängnisvolle Entwicklung in ihren Anfängen, wenn auch bei ihm die Gemeinschaft mit Christus in geistig-ethischem Sinn durchaus im Vordergrunde steht und die sakramentalen Elemente völlig an der Peripherie liegen. Für die Masse der ältesten Christengemeinden war diese Entwicklung fast unvermeidlich: die bedurfte der äußeren sichtbaren Gewähr und des Zaubers des Mysteriums. Nur in dieser der Zeit entsprechenden Form konnte der Kern sich erhalten. Wir werden uns hüten, den religiösen Trieb zu mißkennen und gering zu schätzen, der im Sakramentsglauben sich auswirkt, er ist heilig: die Sehnsucht nach sicherster Gewißheit von der Gottheit, nach unmittelbarster Vereinigung mit göttlichem Wesen und göttlichen Kräften; aber die Art seiner Befriedigung, durch äußere Mittel, entspricht nicht der Höhe des Evangeliums. Mit der Aufnahme dieser Würdigung des Abendmahls wurde das Tor geöffnet für das Einströmen von Elementen und Kräften, die niedrigeren Religionsstufen angehören. Die Geschichte des Abendmahls ist von nun an eine Geschichte des Kampfes des Evangeliums mit diesen fremden Elementen oder der Versuche des Evangeliums, diese Elemente mit seiner Kraft durchzudringen, zu läutern, zu christianisieren.

4. Zur Frage, welche Bedeutung Plato für die Alchemie ge-

habt habe, schreibt der Wiener Privatdozent Franz Strunz am selben Ort (Artikel „Alchemie"):

Für Platon (427–347 v. Chr.) sind Feuer, Erde, Wasser und Luft wirkliche Körper und zwar nimmt er im „Timaeos" an, daß diesen Elementen vier geometrische Grundformen zu Grunde liegen: Erde = Würfel, Feuer = Pyramide, Wasser = Oktaeder, Luft = Ikosaeder. Dabei ist aber zu bemerken, daß sich nach Platon diese Elemente nicht aus körperlichen Atomen zusammensetzen, sondern aus Flächen und zwar zuletzt wieder aus Dreiecken. Aus rechtwinkligen Dreiecken bauen sich die Elemente zusammen und zwar aus zwei Typen: einem gleichschenkligen und einem gleichseitigen. Grundlagen für das Sein und Werden sind demnach stereometrische Gesetze. Flächen sind die letzten Einheiten der Elemente. Anorganische und organische Chemie, ja überhaupt auch Platons ganze Physik sehen wir somit auf diese Lehre zurückgeführt, wobei er annahm, daß jene kleinsten Dreiecke als Urelementarflächen die ungeformte Urmaterie umschließen. Für Platon ist die Verwandlung der Elemente in- und durcheinander streng genommen Formenwechsel oder modern gesagt: Aenderung in der Konfiguration des Moleküls. Nämlich die Körper mit größerer Flächenzahl lösen sich nach bestimmten Zahlenverhältnissen in Körper mit weniger Grundflächen und umgekehrt. Was sind aber Mischung und Trennung, diese für die Alchemisten so wichtigen Vorgänge? Für Platon eine nach geometrisch nachweisbaren Naturgesetzen erfolgende Zusammensetzung und Auflösung, ein bloßes Zusammen- und Auseinandertreten regelmäßiger Körper. Also, alles – auch das Empfindungsvermögen und die Sinnesorgane — alles beruht auf den ewigen Gesetzen der Arithmetik und Geometrie, ihre Gesetze beherrschen alle Zusammensetzung des Stofflichen und der Elemente. Größe, geometrische Anordnung und Anzahl dieser Urflächen (Dreiecke) bedingen die chemische Zusammensetzung der Elemente. Die Geometrie der räumlichen Lagerung, wenn man so sagen darf, gibt uns Bescheid über die Zusammensetzung einer Substanz. Die kleinste Veränderung der Qualität ist nichts anderes als eine Veränderung in der geometrischen Dimension und der damit verbundenen Aenderung und Bewegung in der Konfiguration des betreffenden Körpers. Bewegung und Veränderung sind im Wesen dasselbe. Sie sind bedingt durch die mannigfachen Grundformen der Elemente und den „kreisförmigen Umschwung des großen Ganzen". Wenn auch erst Aristoteles den Gedanken von der Umwandlung der Elemente und somit auch Metalle tiefgehend ausführt, so hat ihn doch auch Platon ausgesprochen, wenn er die einheitliche Urmaterie als das gemeinsame Substrat (materia prima) aller Elemente und ihrer Zusammensetzungen annimmt. Das eine ist in das andere wandelbar. Wenn die Natur das Gold aus anderen Metallen entstehen lassen kann, so kann das auch der Mensch. Es gibt eine unaufhörliche gegenseitige Umwandlung der Elemente. Dann berührt auch Platon die uralte orientalische Idee: die Metalle stehen zu bestimmten Planeten in gewissen Beziehungen. Merkur ist die Urmaterie. Die alexandrinischen Alchemisten, die Araber und ihre naturforschenden Nachfolger im Abendland haben dann diese Idee von der Urmaterie weiter ausgebaut und den dogmatischen Lehrsatz geprägt: alle Körper der Natur leiten

sich von der Urmaterie, d. i. „dem Merkur der Philosophen" ab. Unter „Merkur" verstand man das Quecksilber, weil dieses infolge seiner auffallenden chemisch-physikalischen Beschaffenheit als etwas Wunderbares und Ueberirdisches schon frühzeitig im Mittelpunkt eines phantastischen Interesses stand, ähnlich wie einst in Aegypten das Blei und seine Verbindungen, die man unter dem Sammelnamen „Osiris" zusammenfaßte. Hiezu kommen Platons Lehre von der Verwandtschaft des Aehnlichen und die vom Kreislaufe der Elemente. Bis tief ins Mittelalter und in die Neuzeit sogar, sagt man in Alchemisten- und Naturforscherkreisen, daß „Gleiches das Gleiche sucht, Gleiches das Gleiche anzieht". Der unendliche Kreislauf und endlose Zusammenhang der Elemente und das Strömen „von unten nach oben und von oben nach unten" fand im Symbol des „Reifens" oder „Ringes des Platon" (annulus Platonis) und in der Kette „magnetischer Ringe", in der „goldenen Kette des Zeus", in der „Catena aurea Homeri", im „Superius et inferius Hermetis" (= in dem hermetischen Oben und Unten) seinen Ausdruck. Noch die Rosenkreuzer des 18. Jhd.s und sogar auch Schiller und Goethe bedienen sich dieser Bilder, um den allgemeinen Zusammenhang und endlosen Kreislauf der Natur und des Weltalls auszudrücken.

Mitteilungen des Verlags.

Daß von den **„Religionsgeschichtlichen Volksbüchern"** seit dem 1. Januar 1908 jährlich nur noch 9 Hefte erscheinen, wird leider immer noch nicht auf allen Seiten beachtet. Allerdings war insofern zu Verwechslungen Anlaß gegeben, als die Bezeichnung der Hefte nach Monaten beibehalten wurde, obwohl in 3 Monaten des Jahres (April, August und September) keine Hefte erscheinen. Die Hefte sollen daher vom Beginn des Jahres 1909 an nur noch als 1909 Nr. 1, 2 u. s. f. bezeichnet werden.

Die Numerierung nach dem Platz, der jedem Heft in den „Reihen" der Volksbücher zugewiesen wird, bleibt daneben bestehen. Doch sind Mißverständnisse nicht zu befürchten, da die Reihennummer immer aus 2 Ziffern bestehen muß, z. B. II. 17 = 17. Heft der II. Reihe, III. 6 = 6. Heft der III. Reihe u. s. w.

Einbanddecken betreffend. Die im vor. Jahre veranstaltete Umfrage fand nur eine schwache Beteiligung. Ich mußte deshalb davon Abstand nehmen, für 1908 Einbanddecken zu 2 Halbjahresbänden anfertigen zu lassen. Zu den einzelnen Reihen werden Decken ausgegeben, sobald eine Reihe abgeschlossen ist.

[1908 Okt.].

G83258

Die Ausgrabungen in Palästina und das Alte Testament

Von Professor Lic. Dr. Hugo Greßmann-Berlin

1.—5. Tausend

Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart. III. Reihe, 10. Heft. Herausgegeben von D. theol. Friedrich Michael Schiele-Tübingen

Tübingen 1908. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

Published September 15, 1908.
Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

Alle Rechte, einschließlich des Uebersetzungsrechts, vorbehalten.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Einleitung.

Wir leben im Zeitalter der Entdeckungen. Mit der Kraft der Elektrizität bezwingen wir die Erde und das Meer, mit Ballon und Flugmaschine erobern wir das Reich der Luft, mit dem Riesenteleskop zählen wir das Heer der Sterne. So entdecken wir auch Geschichte. Ganze Jahrhunderte, eben noch ins Dunkel der Vergessenheit gehüllt, werden jetzt vom Sonnenstrahl erhellt und Inhalt des Bewußtseins. Völker, die im Strudel der Jahrtausende spurlos verschwunden zu sein schienen, tauchen wieder ans Licht. Ihre Häuser und Burgen, ihre Tempel und Götterbilder, ihre Tonwaren und Spielzeuge, ihre Schmucksachen und Amulette, ihre Schriften und Gesetze, kurz ihre Kultur liegt, fast so leibhaftig wie einst, uns vor Augen: Hacke und Spaten des Gräbers sind der Zauberstab gewesen, der sie dem Boden entlockt hat. Die Geschichtswissenschaft ist darum in einem gewaltigen Umschwung begriffen. Ihr Horizont, vor fünfzig Jahren noch durch das Land der Hellenen begrenzt, hat sich beträchtlich erweitert: der vordere Orient, von Kleinasien bis Babylonien und darüber hinaus, von Syrien bis nach Aegypten und Südarabien, gehört jetzt mit zu dem Gebiet, das ihrer Arbeit anvertraut ist, und über das erste Jahrtausend hinüber reicht heute unsere Kunde bis ins dritte und vierte zurück.

Vier große Kulturkreise sind im vorderen Orient anzunehmen. Das erste Zentrum bildet Babylonien, mit dem Assyrien als das jüngere und von ihm abhängige Reich zusammengefaßt werden darf. 1842 begannen die Franzosen die Ausgrabungen zu Ninive und dehnten sie bald auf die Ruinenhügel Südmesopotamiens aus. Neben ihnen waren die Engländer tätig. Später folgten die Amerikaner, und heute graben auch wir Deutschen in den Reichshauptstädten Babylon und Assur. Die Aufdeckung der berühmten Prozessionsstraße, die von Babylon nach dem gegenüberliegenden Borsippa führte und mit prachtvollen Ziegelreliefs geschmückt war, und die Erforschung des Neujahrsfesthauses für den Gott

Assur ist unser Werk. Tausende und Abertausende von Tontafeln, deren Schrift schon die vorige Gelehrtengeneration mit bewundernswertem Scharfsinn enträtselt hat, sodaß man sie heute lesen und übersetzen kann, sind zutage gefördert und geben uns Aufschluß über die politische und religiöse Geschichte, über das öffentliche und private Leben, über Wissenschaft und Jurisprudenz Babyloniens, Assyriens und der von ihnen beeinflußten Völker im vorderen Orient. Dazu gesellen sich alle die anderen Funde, die uns vornehmlich über die Entwicklung der religiösen und profanen Künste belehren. Es ist heute, wie es scheint, endgültig entschieden, daß die Babylonier einen großen Teil ihrer Kultur und Religion den vor ihnen im Lande ansässigen Sumerern verdanken; von ihnen haben sie vor allem auch die Schrift, die dem Lautbestand der semitischen Sprache wenig angemessen ist, und viele Lehnwörter übernommen. Aber mögen die Sumerer, die keine Semiten waren, immerhin die Lehrmeister der Babylonier gewesen sein, so haben wir dennoch ein Recht, diese Kultur babylonisch zu nennen nach dem Volk, das ihr weltgeschichtlicher Träger geworden ist.

Das Zentrum des zweiten Kulturkreises, der den vorderen Orient umspannt, bildet Aegypten. Die Entdeckung seiner Antike beginnt mit der französischen Militärexpedition Bonapartes. Neben den Franzosen und Engländern beteiligte sich schon Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. erfolgreich an der Erforschung der ägyptischen Monumente. Aus neuester Zeit sind vor allem die deutschen Ausgrabungen auf dem Pyramidenfeld von Abusir am Rand der Sahara zu nennen. Die Funde, die überall zahlreich zutage gefördert und im Wüstensande wundervoll konserviert sind, haben uns weithin Belehrung über die Kultur- und Religionsgeschichte Aegyptens verschafft. Ob dessen Anfänge mit Babylonien irgendwie zusammenhängen, ist ein bis heute ungelöstes Problem. Bei mancher Uebereinstimmung im einzelnen, die auf eine wechselseitige Beeinflussung hinweist, sind doch die Unterschiede zwischen beiden Kulturen so groß, daß man zunächst besser tut, jede für sich gesondert zu betrachten, statt aus beiden, oder gar aus einer, eine allgemeine „altorientalische Weltanschauung" zu konstruieren, die mehr auf Phantasie als auf Tatsachen beruht. Nach derjenigen Chronologie, die heute den meisten Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben darf, reichen die ältesten babylonischen Denkmäler bis etwa 2800 v. Chr. zurück, während wir über die ägyptische Geschichte Nachrichten bis etwa 3300 v. Chr. besitzen.

Neben den Babyloniern und den Aegyptern scheint, vielleicht gleichzeitig und selbständig, wahrscheinlich aber erst später und von ihnen abhängig, ein dritter Kulturkreis existiert zu haben, in dessen

Mittelpunkt das Reich der Hethiter stand, babylonisch Chatti genannt. Die Ausgrabungen haben dort eben erst begonnen. Boghaz-köj, fünf Tagereisen östlich von Angora in Kleinasien, wurde 1906 von dem Berliner Professor Hugo Winckler durchforscht und lieferte in kurzer Zeit 2500 Bruchstücke von Tontafeln, die durch eine umfangreiche Kampagne 1907 noch vermehrt sind. Aus ihnen haben wir schon gelernt, daß Boghaz-köj einst chatti hieß und die Hauptstadt der Chatti war. Die Tontafeln sind zum Teil in babylonischer, zum Teil aber in hethitischer Sprache geschrieben, deren Entzifferung bis heute noch nicht vollzogen ist. Das Volk der Hethiter tritt zum ersten Male um 1800 v. Chr. ins Licht der Geschichte: ihr Angriff war die Ursache für das Ende der ersten babylonischen Dynastie, deren mittelster König der viel genannte Gesetzgeber Hammurabi gewesen ist. Um 1400 v. Chr. haben sie Mesopotamien und Assyrien inne. Aus dieser Zeit stammen die Tontafeln, die uns Aufschluß über die damaligen politischen und religiösen Verhältnisse des vorderen Orients versprechen. Sie haben uns z. B., zum ersten Mal in Keilschrift, drei indoperşische Götter Mithra, Varuna und Indra als die Gottheiten der Charri, die man mit dem biblischen Volk der Horiter[1]) identifizieren will, kennen gelehrt. Sie reden auch von den iláni cha-bi-ri, den „hebräischen Göttern", und geben damit den ersten urkundlichen Beweis, daß die Hebräer, die Vorfahren der Israeliten, Polytheisten waren. Da die hethitische Kultur, als deren vornehmsten Geltungsbereich man Anatolien bezeichnen darf, noch nicht deutlich mit Händen zu greifen ist, so muß sie für unseren Zweck außer Ansatz bleiben.

An vierter Stelle wäre diejenige Kultur zu erwähnen, die man zuerst bei den Ausgrabungen in Troja, Mykene, auf Kypros und überhaupt auf den Inseln und an den Küsten des ägäischen Meeres konstatiert hat und die man darnach als die mykenische oder ägäische Kultur zu benennen pflegt; doch darf heute Kreta mit seinen Wundern die erste Stelle beanspruchen. Daß diese Kultur irgendwie mit der orientalischen zusammenhängt, darf wohl als zweifellos gelten, die strittige Frage ist nur, wo die Originalität und wo die Abhängigkeit zu suchen ist. Es scheint, wenn man den vorläufigen Stand der Forschung zusammenfassen darf, als ob die ursprünglich aus dem Orient stammende Kultur schon in uralter Zeit zu den Griechen gekommen ist und dort unter günstigen Umständen eine eigenartige und kraftvolle Weiterentwicklung erlebt hat, daß sie dann aber zum Orient zurückgekehrt ist und nun ihrerseits die Kultur des vorderen Asiens und auch Aegyptens beeinflußt hat.

---

1) Sie werden als die Ureinwohner von Edom erwähnt. I. Mose 14, 6; 36, 20.

Da solche Spuren mykenischen Einflusses in Palästina bisher sicher nur in der Keramik, auf dem Gebiete der Tonwaren, aufgezeigt sind, so dürfen wir für unsern Zweck auch diesen Kulturkreis unberücksichtigt lassen. Die Frage, auf die wir uns beschränken und auf die wir eine Antwort aus den Ausgrabungen zu gewinnen suchen, lautet demnach: Wie weit sind die beiden großen und greifbaren Kulturen der Babylonier und Aegypter auf palästinischem Boden nachweisbar?

Wie die Tontafeln von Boghaz-köj und anderswo nebenher Schlaglichter auf die kanaanitisch-israelitische Geschichte werfen, so ist überhaupt der für Palästina bedeutsamste Fund außerhalb des Landes gemacht worden. 1887 fand man in der oberägyptischen Residenzstadt des monotheistischen Königs Amenophis IV., deren Trümmer man sich in Europa gewöhnt hat, Tell Amarna zu nennen, ein Staatsarchiv von etwa 300 auf Tontafeln geschriebenen Briefen. Sie sind an den erwähnten Pharao oder seinen Vater Amenophis III. gerichtet, stammen also aus der Zeit um 1400 v. Chr. Auch Schriftstücke, die anderswo entdeckt sind, aber denselben Charakter tragen und derselben Periode angehören, pflegt man bisweilen nach Tell Amarna zu bezeichnen, ebenso wie man das 15. Jahrhundert Tell Amarnazeit nennt. Da als Absender die Könige der Hethiter, Babylonier, Assyrer, die Vasallen in Syrien und Palästina, unter ihnen der Fürst von Jerusalem (urusalim), erscheinen, so erfahren wir aus diesen Briefen mancherlei über die politischen Zustände im vorderen Asien und speziell in Palästina. Uns interessiert hier vor allem die eine Tatsache, daß die offiziellen Schreiben der Vasallenfürsten an ihren ägyptischen Lehnsherrn, wie überhaupt alle diese Briefe, weder in der Landessprache des Absenders noch in der des Empfängers, sondern babylonisch abgefaßt sind. Babylonisch war folglich damals die Diplomatensprache des vorderen Orients, wie vor einem Jahrhundert das Französische in Europa. Auch die hethitischen Könige bedienten sich des Babylonischen in ihrem Verkehr mit dem ägyptischen „Bruder". Da das Babylonische diesen Erfolg gewiß nicht um seiner leichten Erlernbarkeit willen errungen hat, so müssen wir annehmen, daß Babylonien damals schon seit längerer Zeit einen großen Einfluß auf das vordere Asien ausgeübt hatte und immer noch ausübte, trotzdem die Aegypter nominell noch die Herrschaft besaßen.

Die wissenschaftliche Forschung des Alten Testamentes hat sich seit einem Jahrzehnt daran gewöhnt, die israelitische Literatur und Religion nicht mehr aus sich allein heraus zu verstehen, sondern sie aus der überlieferten Isolierung zu befreien und mit den uns bekannten Literaturen und Religionen des vorderen Asiens in Zusammenhang zu setzen. Da haben wir immer wieder die überraschende

Beobachtung machen können, wie stark gerade Babylonien auf Israel gewirkt haben muß. Die Abhängigkeit Israels von Babylonien ist so augenscheinlich, daß sie heute nicht mehr ernstlich bezweifelt werden kann. Strittig ist nur das Maß der Abhängigkeit oder das Maß der Originalität, die Israel trotz alledem zugeschrieben werden muß. Aegyptische Einflüsse sind im Alten Testamente zwar auch konstatiert worden, aber nur in so verschwindend geringem Maße, daß sie mit denen Babyloniens gar nicht verglichen werden können und fast unbeachtet geblieben sind. Wir stehen noch mitten in der Arbeit an dieser Kardinalfrage und bemühen uns, die Elemente der Literatur und Religion Israels auf ihren Ursprung zurückzuführen, zu untersuchen, ob sie einheimischer oder fremder, vor allem ob sie babylonischer oder ägyptischer Herkunft sind, überhaupt die Verflechtung Israels in den vorderen Orient klarzustellen. Bisher waren wir auf die Literatur des Alten Testamentes allein angewiesen, die an Quantität sehr dürftig ist, wenn sie freilich auch an Qualität die Auslese des Besten sein dürfte von dem, was die israelitisch-jüdischen Schriftsteller geschaffen haben. Nun haben wir durch die Ausgrabungen in Palästina selbst ein neues und reiches Material gewonnen, das gerade zur Lösung des aufgeworfenen Problems viel beizutragen imstande ist. Obwohl man kaum angefangen hat, es zu verarbeiten[1]), ist es dennoch unsere Pflicht und unser Wunsch, ein möglichst großes Publikum für die Aufschlüsse zu interessieren, die wir von dorther bereits empfangen haben oder noch erwarten dürfen. Denn sie dienen nicht allein zur Freude des Historikers, dem nur daran gelegen ist, das geschichtliche Werden, Blühen und Sterben eines Volkes miterlebend zu verstehen, sondern auch zur Befriedigung aller derer, die über die Nachrichten der Bibel hinaus in die Kultur, den Geist und die Religion Israels tiefer und tiefer eindringen möchten, um sich über die Fundamente unseres eigenen Geisteslebens ein deutlicheres Urteil zu bilden. Wir sind nun einmal mit dem Volke der Juden aufs engste verknüpft, und solange das Alte Testament von uns gelesen wird, werden wir freudig begrüßen, was zu seiner Aufhellung beiträgt.

I. Geschichte der Ausgrabungen.

Der Palestine Exploration Fund (der englische Palästinaverein) schickte im Jahre 1890 den durch seine Ausgrabungen in Aegypten schon bekannten Flinders Petrie nach Palästina mit dem Auftrag,

1) Zu nennen ist nur Benzinger: Archäologie, 2. Auflage, Tübingen 1907. — Vincent: Canaan d'après l'exploration récente. Paris 1907.

die alte in der Josuageschichte erwähnte Philisterstadt Lachis wieder auszugraben. Die moderne Ortschaft umm lākis schien den Namen bewahrt zu haben, wie die in der Nähe befindliche chirbet ʿadschlān auf das antike Eglon hinwies, das Josua wie Hebron und Lachis eroberte (Josua 10 5); da aber beide Ruinenstätten nichts versprachen, wandte sich Petrie dem verheißungsvolleren Nachbarhügel tell el-ḥasi zu. Während dschebel der gewöhnliche arabische Ausdruck für den natürlichen Berg ist, wird das Wort tell ausschließlich auf die künstlichen Ruinenhügel beschränkt, die auch dem Auge des Laien unverkennbar sind. Die breite Oberfläche, die scharfkantigen profilierten Ränder, die terrassenförmig abfallenden Hänge, die bisweilen aus dem Schutt aufragenden Mauerreste, die Fülle der überall verstreuten Tonscherben verraten auf den ersten Blick, daß hier eine Stadt begraben ist, die der Auferstehung harrt. Wer einen Tell gesehen hat, kennt sie alle. Petrie täuschte sich nicht. Er konnte in tell el-ḥasi acht übereinander lagernde Schichten feststellen, die mindestens ebenso vielen, wenn nicht noch mehr Städten entsprachen. Sein Nachfolger Frederick Jones Bliß vollendete 1892 die dortigen Ausgrabungen, freilich ohne mehr als ein Drittel des Tells zu durchforschen und ohne dessen Identität mit Lachis sicher zu beweisen. Immerhin ist sie wahrscheinlich, da ein hier gefundener Brief zweimal einen gewissen Zimrida erwähnt, von dem wir aus den Tell-Amarnabriefen wissen, daß er Gouverneur von Lachis war.

Der nachdenkliche Leser wird fragen, wie es möglich sei, acht verschiedene Schichten zu erkennen. Hätte er Gelegenheit ein Ausgrabungsfeld zu besuchen, so würde er diese Frage noch viel dringlicher wiederholen, da er eine Schichtung im allgemeinen nicht wahrzunehmen vermag, sondern nur eine einzige unterschiedslose Masse von Steinen, Schutt, Mauerresten, Tonscherben und Erdhaufen, die scheinbar wirr und regellos durcheinander und übereinander lagern. In diesen Wirrwarr kann nur der ausgrabende Forscher selbst Ordnung bringen, der seine Diagnose auf Grund der Funde in den verschiedenen Schichten mit wissenschaftlicher Genauigkeit gemacht hat. Hier hat er z. B. nur Feuersteinwerkzeuge und Bronzegeräte konstatiert, aber keine Spur von Eisen. Dort hat er nur bemalte Tonscherben, aber keine eingeritzten Dekorationen entdeckt. Wieder anderswo wechselt plötzlich die Baukunst: die Steine sind in den tiefer liegenden Schichten anders behauen als in den oberen oder die Ziegel werden besser gebrannt. Indem er nun die verschiedenen Beobachtungen verknüpft, treten für sein Auge bald die charakteristischen Merkmale hervor, die etwas als zu einer bestimmten „Schicht" gehörig beweisen. Ist das geschehen, dann kommt die schwierigere Aufgabe, nämlich die so gewonnenen

Schichten zu datieren. Am einfachsten ist die Datierung, wenn man eine Inschrift findet, die selbst datiert ist. Damit ist die Zeit der betreffenden Schicht genau, die der vorhergehenden und nachfolgenden ungefähr bestimmt. Da bei den Ausgrabungen in Palästina bisher wenig Inschriftliches zu Tage gefördert ist, so hat man sich nach einem anderen Hilfsmittel umgesehen und in der Geschichte der Tonwaren einen Schlüssel für die Chronologie der Schichten konstruiert. Mit Hilfe der Keramik außerhalb Palästinas, in dem benachbarten Aegypten und vorderen Asien, und der für sie feststehenden Chronologie ist es gelungen, auch die in Palästina gefundenen Tonwaren ungefähr zu datieren. Jede neue Ausgrabung hat die zunächst nur hypothetisch vermuteten Ansätze teils bestätigt teils revidiert, sodaß immerhin ein gewisser Grad von Sicherheit erreicht ist.

Ebenfalls in der philistäischen Sephela, den niedrigen Vorbergen des judäischen Hochlandes zur Küstenebene hin, liegen die vier Hügel[1]) – kurzweg, wenn auch ungenau, als die vier Sephelahügel zusammengefaßt – die gemeinsam von Bliß und Macalister 1898–1900, wiederum im Auftrage des Palestine Exploration Fund, ausgegraben sind. Von den vier Ruinenstätten ist nur eine, der tell sandahanne, der seinen Namen nach einer jetzt zerstörten Kirche von St. Anna führt, wahrscheinlich mit einem biblischen Ort zu identifizieren: mit dem öfter erwähnten, aber unbedeutenden Maresa. Kurz nachdem die Engländer ihre Ausgrabungen beendet hatten, fanden nämlich die eingeborenen Araber, die leider nicht nur hier, sondern überall im Lande, von der Sammelwut europäischer Touristen und amerikanischer Nabobs angestachelt und durch die eigene Habgier verlockt, nach verborgenen Schätzen suchen und die Erde durchwühlen, gegenüber dem genannten Tell verschiedene wegen der gut erhaltenen Malereien hochinteressante Gräber. Aus deren Inschriften geht hervor, daß sie zu der Stadt Maresa gehörten.

Hier hat der christliche Name sandahanne den alteinheimischen Maresa verdrängt, während wir bei den drei übrigen Tells vergebens nach einer Erklärung für die Wahl des heutigen Namens suchen und einer Identifikation mit philistäischen Orten ratlos gegenüberstehen. Glücklicherweise sind wir in Palästina nicht immer so übel daran, da die Namen Jahrtausende hindurch bisweilen fast unverändert bewahrt sind, wie eriha (Jericho), bēt lahm (Betlehem), razze (Gaza). Auf dieser Tatsache beruht es, daß noch alljährlich, besonders in entlegenen Gegenden, bisher unbekannte

1) Sie heißen: tell es-sāfi, tell zakarije, tell ed-dschudeide, tell sandahanne.

Namen entdeckt werden, die über eine antike Ortslage ungeahntes Licht verbreiten. Am gefährlichsten sind diejenigen modernen Namen, die, wie es scheint, an eine Stadt des Altertums anklingen, während die Lage oder die zu ihnen gehörenden Ruinen ihrer ganzen Beschaffenheit nach nicht dazu passen. So ist es mit dem bereits erwähnten umm lākis, das ohne Zweifel an Lachis erinnert, dessen Reste jedoch nach den Untersuchungen Petries nicht über die römische Zeit hinausreichen. In solchen Fällen müssen wir annehmen, daß man nach einer Zerstörung oder Deportation die Stadt an einem andern etwas entfernteren Orte wieder aufgebaut, aber den alten Namen beibehalten hat, wie es im Orient nachweislich mit Kairo, bei uns mit Lübeck geschehen ist.

Nach einer Pause begann der Palestine Exploration Fund von neuem seine Ausgrabungen in der Sephela. Macalister trug einen Teil des tell dschezer, ungefähr halbwegs zwischen Jaffa und Jerusalem, ab und vollendete 1902—05 provisorisch seine Arbeit. Seit Ostern 1907 ist er zum zweiten Male tätig, um den Hügel gründlich zu durchforschen. Die Identifikation mit dem biblischen Geser, jener Stadt, welche die ägyptische Königstochter dem Salomo als Mitgift brachte, ist zweifellos nicht nur wegen des Namens, den der Tell bewahrt hat, sondern auch wegen eines dort gefundenen Grenzsteines, der den Namen der Stadt enthält.

So sind durch die eifrigen Bemühungen der Engländer, bei denen es Anstandspflicht ist, die Ausgrabungen im „heiligen" Lande pekuniär zu unterstützen, eine Reihe philistäischer Ortschaften bloßgelegt worden. Wenn man vielleicht gehofft hatte, dies unbekannte Volk genauer kennen zu lernen, so sind diese Hoffnungen bisher nicht erfüllt worden. Man hat keine einzige Inschrift gefunden, die uns Aufschluß über die Sprache der Philister geben könnte, auch keine Anzeichen origineller Kultur, die diese Nation von den Israeliten unterschiede. Nach dem jetzigen Stande der Dinge muß man vielmehr die Uebereinstimmung betonen, die in jeder Hinsicht zwischen den Ausgrabungsresultaten der Sephela und Nordpalästinas herrscht.

Eine Ironie der Weltgeschichte hat es gefügt, daß das Land der Israeliten seinen heute üblichen Namen den Erbfeinden, den Philistern, verdankt; denn „Palästina" ist nichts anderes als das griechisch geformte „Philistäa". Die Philister, die als p-r(l)-s-t (pulasti) zuerst auf ägyptischen Denkmälern erwähnt werden, waren Fremdlinge, die unter Ramses III. (um 1200 v. Chr.) aus dem westlichen Kleinasien und aus Kaphtor (vermutlich = Kreta) in Kanaan einbrachen und sich trotz einiger Kämpfe mit dem damals ohnmächtigen Pharaonenreich in der Sephela und der Küstenebene niederließen. Als die Israeliten sich festsetzten, hatten sie

sich lange gegen die Philister zu wehren und wären ihnen fast unterlegen, hätte nicht Saul als Retter das israelitische Königtum als ein festes Bollwerk geschaffen. Wir wissen nicht, zu welcher Rasse die „Unbeschnittenen" (das ist der Schimpfname der Philister) gehörten. Da sie aus den Ländern der mykenischen Kultur stammen, so hat man versucht, die ungefähr gleichzeitig mit ihrem Eindringen in Palästina nachweisbaren mykenischen Einflüsse auf ihr Konto zu setzen, wahrscheinlich mit Unrecht; denn die Spuren mykenischer Kultur sind bei den Ausgrabungen im Lande der Philister nicht zahlreicher zu Tage gefördert als im nördlichen Israel.

Das lehrt ein Vergleich mit den Funden, welche die zweimalige Expedition der Oesterreicher zu tell ta'annak in der Megiddoebene gemacht hat, wo der Wiener Professor der Theologie Sellin 1902 und 1903 tätig war, pekuniär von der Akademie und Privatleuten, sachlich und technisch von dem in Palästina ansäßigen Baurat Dr. Schumacher unterstützt. Die Stadt Thaanach, deren Namen die arabische Ueberlieferung so treu bewahrt hat, begegnet uns schon im Alten Testament als Festung und Residenz eines kanaanitischen Duodezfürsten (Josua 12 21); dort wurde nach dem Deboraliede der Entscheidungskampf der Israeliten mit den Kanaanitern unter Führung Siseras ausgefochten (Richter 5 19). Diese Ureinwohner des Landes, auch Amoriter genannt, gehörten ebenso wie die Israeliten zur semitischen Rasse. Sie wurden von diesen zwar unterworfen oder vernichtet, haben aber doch den Siegern ihre Kultur aufgezwungen. Denn so wenig die Philister eine selbständige Kultur aufzuweisen haben, so wenig ist das bei den Israeliten der Fall. Aus den Funden ergibt sich vielmehr das Resultat, daß überall, im Norden wie im Süden, in der Megiddoebene wie in der Sephela, bei den Hebräern wie bei den Philistern ein und dieselbe kanaanitische Kultur geherrscht hat. Wenn wir nicht aus den literarischen Nachrichten wüßten, daß diese beiden Völker in Palästina eingewandert sind, würden wir es aus den Ausgrabungen nicht erschließen können: so spurlos sind diese Eroberungen an der einheimischen Kultur vorübergegangen. Die Israeliten und die Philister haben, ohne Eigenes hinzuzutun, sich einfach in das warme Nest gesetzt, das die Kanaaniter sich erbaut hatten.

Man hat versucht, auf Grund anatomischer Messung an den gefundenen Schädeln eine noch ältere nicht-semitische Bevölkerungsschicht im Lande festzustellen. Allein diese Hypothese beruht auf so unsicheren Tatsachen und einem so geringfügigen Material, daß wir sie bei Seite lassen können. Was uns wirklich vorliegt, ist die kanaanitische Kultur, die mit der israelitischen wesensgleich ist und sich von ihr in mancher Hinsicht wohl graduell, aber niemals prinzipiell unterscheidet. Immerhin ist es wichtig, die Unter-

schiede zu beachten, mögen sie auch noch so klein sein, und sie stets im Zusammenhang mit der Literatur Israels zu behandeln. Denn es ist klar, daß Dinge, die sich äußerlich völlig gleichen, doch in der Auffassung und Bedeutung, die ihnen beigelegt wird, weit von einander abweichen können. Diese verschiedenartige Wertung, die wir oft durch den bloßen Augenschein nicht erkennen, erfahren wir bisweilen allein aus der Literatur. Da Palästina ein Durchgangsland ist zwischen den beiden großen Weltmächten, Babylonien auf der einen und Aegypten auf der andern Seite, so werden wir von vorneherein vermuten, daß die kanaanitische Kultur aus ägyptischen und babylonischen Bestandteilen gemischt ist.

Wie wichtig Palästina als Zwischenstation zwischen Aegypten und Babylonien war, das lehren die großen Heeres- und Handelsstraßen, die von einem Weltreich zum anderen durch dieses Land hindurchführten. Eine von ihnen, die von Aegypten her zunächst an der Küste entlang dann am Berge Tabor vorbei nach Damaskus und zum Euphrat lief, berührte Megiddo, einst eine kanaanitische Königsstadt, später Sitz einer römischen Legion, daher Legeon geheißen und heute noch chân el-leddschûn genannt. An seinem Quellbach tränken auch jetzt die arabischen Nomaden ihre Kamelherden, wenn sie von Mesopotamien her zum ägyptischen Weltmarkt ziehen. Dort grub Baurat Dr. Schumacher 1903–05 auf Kosten des Deutschen Palästina-Vereins, der Deutschen Orientgesellschaft und des Deutschen Kaisers den tell el-mutesellim aus, der die Häuser, Paläste und Festungswerke Megiddos birgt. Dieser Hügel gehört ebenso wie das von Professor Sellin ausgegrabene Thaanach zu dem nördlichen Vorgebirge des samaritanischen Hochlandes, zu der baumlosen, aber fruchtbaren röha, welche die südliche Grenze der Ebene von Megiddo bildet. Diese dehnt sich weithin mit ihren ertragreichen, üppig wogenden Kornfeldern; doch ist es wegen der vielen Bäche und Sümpfe gefährlich, sie zu passieren und gesundheitsschädlich, sie zu bewohnen. Darum krönen die Dörfer noch gegenwärtig die höher gelegenen Ränder, die das dreieckige Flachland umsäumen. In der alten Zeit war es nicht anders, wie die lange Reihe der Ruinenhügel bis zum Karmel beweisen, lauter Residenzen der Kanaaniter; denn so viel Städte so viel Könige gab es damals im Lande.

Abgesehen von den allerneuesten Ausgrabungen, die Sellin bei 'ên es-sultân, dem alten Jericho, und die Amerikaner in sebâstie, dem alten Samarien, begonnen haben, sind noch die Funde zu erwähnen, die man teils auf teils in der Erde über ganz Palästina zerstreut gemacht hat und die — wie z. B. die prähistorischen Grabstätten der Dolmen — unsere Kenntnisse nicht unbeträchtlich bereichert haben. Hierher gehört vor allem Petra, eine wertvolle

Schatzkammer von Kultusheiligtümern. Da die Ortschaft rings von hohen, fast unzugänglichen Bergen eingeschlossen ist, so ist es begreiflich, daß sie Jahrhunderte hindurch völlig verschollen war. Nachdem zuerst englische und französische Forscher die Aufmerksamkeit auf die dortigen Altäre gelenkt hatten, ist diese Stadt voll märchenhafter Schönheit dann öfter aufgesucht und neuerdings auch ausführlicher beschrieben worden. Genauere Kunde von den Felsheiligtümern aber verdanken wir erst den glänzenden Entdeckungen des Professors Dalman[1]), der jetzt das Deutsche evangelische Institut für Altertumswissenschaft des heiligen Landes in Jerusalem leitet. Die Stadt, deren Name im Altertum Rekem gewesen ist, liegt etwa halbwegs zwischen Rotem und Totem Meer an der Grenze derjenigen Landschaft, die im Alten Testamente Edom, in der arabischen Sprache esch-scherā heißt. Nicht weit entfernt ist der nebi hārūn, der Berg, auf dem Aaron gestorben und begraben sein soll. Während diese Gegend wohl einst von den Midianitern beherrscht ward und heute von den Arabern bewohnt wird, stammen hingegen die uns aufbewahrten Denkmäler von dem arabischen, aber aramäisch redenden Volk der Nabatäer, das sich etwa seit 300 v. Chr. dort ansiedelte. Unter römischer Oberhoheit, besonders unter Trajan, der 105 n. Chr. selbst nach Petra kam, erfreute sich die Stadt der herrlichsten Blüte.

Wunderbare Grabfassaden und zahlreiche Heiligtümer, sämtlich aus dem lebendigen Felsen gehauen und zum Teil in ihrer ursprünglichen Pracht erhalten, legen ein beredtes Zeugnis von der Macht und dem Reichtum des Volkes ab. Obwohl vielfach römische Einwirkungen zu konstatieren sind, kann doch kein Zweifel sein, daß wir uns hier im allgemeinen auf rein semitischem Boden bewegen. Obwohl ferner die Heiligtümer meist dem Hauptgott Dusares, dem „Herrn der Landschaft esch-schera", oder einer anderen nabatäischen Gottheit geweiht sind, haben wir dennoch ein Recht, sie zur Illustration der von Israel seinem Gotte Jahve errichteten Heiligtümer heranzuziehen. Wir dürfen das um so unbedenklicher tun, wenn wir beachten, daß nach dem Alten Testamente Israel vor seiner Einwanderung in Palästina mit den Midianitern eng verbrüdert war; denn der Schwiegervater des Mose war ein Priester der Midianiter. Bei dem zähen, konservativen Charakter, der jeder Religion, vor allem im Orient, anhaftet, dürften die Heiligtümer der Midianiter und Nabatäer einander ähnlich gewesen sein und sich auch von denen der Israeliten nicht sehr unterschieden haben. Denn die Volksreligion der heidnischen Semiten geht, wie jede Untersuchung immer aufs neue bestätigt, überall

1) Dalman, Petra und seine Felsheiligtümer. Leipzig 1908.

auf dieselben primitiven Bräuche, Riten und Glaubensvorstellungen zurück. Was von den Midianitern, Nabatäern, Edomitern, Ammonitern, Philistern, Aramäern, Arabern gilt, das trifft darum in großem Umfange auch auf die kanaanitisch beeinflußte Religion Israels vor der Zeit der Propheten zu.

II. Die literarhistorischen Funde.

Was den meisten Ausgrabungen im vorderen Orient eine hervorragende Bedeutung verliehen hat, das sind die reichen literarischen Funde, deren Wert nicht leicht überschätzt werden kann. Denn diese gewähren uns nicht nur Aufschluß über die Sprache und ihre Entwicklung, sie ermöglichen nicht nur eine genaue Datierung der betreffenden Schicht und ein mehr oder minder vollständiges System der Chronologie, die das Gerippe jeder Geschichtsschreibung bildet, sondern sie lassen uns auch einen tiefen Blick in die verschiedenen Gebiete menschlichen Geisteslebens, in die gesamte Kultur und Religion eines Volkes tun. Was uns durch die schriftliche Ueberlieferung nahe gerückt wird, ist überdies meist viel klarer und eindeutiger, sobald man die Sprache völlig beherrscht, als die oft sehr zweideutigen oder gar unverständlichen Funde anderer Art, die aus einer uns unbekannten Stufe der Zivilisation stammen und deren ursprünglicher Zweck oft nur durch Analogien vermutet oder von ferne geahnt werden kann.

Die Ausgrabungen in Palästina nun sind arm an literarischer Ausbeute gewesen. Sieht man von einigen wenigen Inschriften ab, die auf Siegeln und Siegelabdrücken zu Tage gefördert sind, so ist das Resultat an althebräischen Inschriften gleich Null. Die bereits 1880 am Ausgang eines Felsenkanals in Jerusalem entdeckte Siloahinschrift, die wahrscheinlich aus der Zeit des Königs Hiskia um 700 v. Chr. herrührt, ist immer noch die einzige, die auf dem Boden Palästinas gefunden ist. Dies Ergebnis, dessen negative Seite keineswegs überrascht, ist immerhin sehr lehrreich für diejenigen, die neuerdings dem alten Israel eine höhere Zivilisation zutrauen möchten, als es gewöhnlich geschieht. Wenn es im Allgemeinen unzweifelhaft ist, daß mit steigender Kultur auch die Schreibseligkeit wächst, so ist ihr Fehlen für ein Zeichen geringer Kultur zu halten. Das stimmt durchaus zu dem, was wir sonst aus den Ausgrabungen in Palästina lernen; man wird daher nicht behaupten dürfen, daß hier der Zufall sein Spiel treibe und daß wir uns in dieser Beziehung auf große Ueberraschungen gefaßt machen müßten, um so weniger, als es an literarischen Funden nicht ganz mangelt.

Sie sind allerdings nicht in hebräischer, sondern sämtlich in babylonischer Schrift und babylonischer Sprache abgefaßt; als Material wurden demgemäß Tontafeln benutzt, von denen man eine in Lachis, sieben (nebst fünf Fragmenten) in Thaanach und zwei in Geser ausgrub. Die zwei Tontafeln aus Geser, die dem 7. vorchristlichen Jahrhundert angehören und juristische Verträge enthalten, lassen wir hier bei Seite. Die anderen Urkunden stammen wahrscheinlich, wenn auch nicht sicher, aus der Tell-Amarnazeit um 1400 v. Chr., jedenfalls aus der Periode, die vor der Erfindung der phönikisch-hebräischen Alphabetbuchstaben liegt. Wußten wir schon aus dem Amarna-Briefwechsel, daß das Babylonische damals die Diplomaten- und Verkehrssprache des vorderen Orients war, so dürfen wir nun auf Grund der in Palästina zu Tage geförderten Briefe, die teilweise von einem Stadthaupt an das andere gerichtet sind, die babylonische Schrift für die allein dort existierende erklären. Dadurch haben wir einen ungefähren oberen Termin gewonnen, nach dem die später üblichen Alphabetbuchstaben erst erdacht sein können. Wären sie bereits um 1400 v. Chr. nach Palästina gekommen, so hätten sich die Schreiber ihrer gewiß bedient; denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie direkt erfunden sind, um die schwierigen und umständlichen babylonischen Schriftzeichen zu verdrängen und zu ersetzen, ganz zu schweigen davon, daß man die babylonische Sprache in Kanaan nur stümperhaft beherrschte.

Hier tritt uns zum ersten Male deutlich der Einfluß Babyloniens im vorderen Orient, speziell in Palästina, vor Augen. Was wir bisher aus der Literatur des Alten Testamentes nur erschließen konnten, das wird hier so greifbar, daß es auch dem Blinden nicht verborgen bleiben kann. Man kann die Sprache nicht loslösen von der Kultur, als deren charakteristisches Merkmal sie erscheint. Wie gewaltig und tiefgehend muß Babylonien hier gewirkt haben, wenn die Fürsten Palästinas, trotzdem sie unter ägyptischer Oberhoheit standen, die babylonische Schrift der ägyptischen vorzogen! Gewiß sind durch mündlichen Verkehr Anschauungen der Babylonier über Syrien und Palästina nach Aegypten gewandert, daneben aber darf man jetzt mit aller Sicherheit behaupten, daß ihre Ideen auch schriftlich verbreitet wurden, hat man doch in Tell-Amarna mythologische Texte wieder entdeckt, an denen die ägyptischen Schreiber die babylonische Sprache gelernt haben, wie die Spuren roter Striche deutlich verraten! Die Bekanntschaft der Hebräer mit babylonischen Mythen, speziell über Schöpfung und Sintflut, die man früher erst in der Königszeit für möglich hielt, darf jetzt schon im 15. Jahrhundert vorausgesetzt werden. So wird uns auch die nicht bloß entfernte Aehnlichkeit,

sondern fast wörtliche Uebereinstimmung der israelitischen Sintflutsage mit der babylonischen recht begreiflich.

Die Tontafeln wurden, soweit sie wertvolle Urkunden repräsentierten, im Staatsarchiv aufbewahrt, das sich wohl meist in einer Tempelkammer, bisweilen aber auch in der königlichen Burg befand. Sie waren in große Tonkisten gelegt, wie sie mehrfach ausgegraben sind, und wohl durch ein Siegel gegen Diebstahl gesichert. Daß auch hölzerne Kisten, die im Laufe der Zeit vermodert sind, als Archivschränke benutzt sind, lehrt uns das Beispiel der Lade Jahves, die, ursprünglich als Thron der Gottheit gedacht, später als der Behälter für steinerne Gesetzestafeln gedeutet ward. Neuerdings sind in Aegypten auch Papyri gefunden worden, die in Töpfen geborgen waren, eine Sitte, die schon bei Jeremia bezeugt ist, als er dem Baruch befahl, einen offenen und einen versiegelten Kaufbrief in ein Tongefäß zu tun, damit sie lange Zeit erhalten blieben (Jerem. 32 14). Diesen Kaufbrief, dessen Abschrift bequem zugänglich war und jeden Augenblick eingesehen werden konnte, während das Original durch das Siegel verschlossen und geschützt war, dürfen wir uns ähnlich denken, wenn auch wohl nicht mehr auf eine Tontafel, sondern auf Papyrus geschrieben, den erwähnten „Kontrakttafeln" von Geser: ein solcher Vertrag umfaßt die Namen derer, die das Grundstück verkaufen und kaufen, die Grenzen des Gebietes, die Kaufsumme, die Bedingungen, unter denen der Kauf gültig oder ungültig sein soll, das Datum, die Namen der Zeugen und die Siegel, die als Beglaubigung dienen.

Wertvoller als diese Kontrakttafeln, deren Schema überall dasselbe ist und deren Namen für uns meist allein von Interesse sind, ist der in Lachis gefundene Brief, der in der mir freundlichst zur Verfügung gestellten Uebersetzung des Berliner Assyrologen Ungnad lautet:

> Zu dem Großen spricht: Also sagt Pâbi: Vor Dir bin ich niedergefallen! Du mögest wissen, daß Schipti-Ba'al und Zimrida konspirieren, und gesprochen hat Schipti-Ba'al zu Zimrida: „Der Stadtälteste der Stadt Jarami hat an mich geschrieben: ‚Gib mir doch drei Bogen, drei Dolche und drei Schwerter! Wenn ich ausziehe gegen das Land des Königs und Du auf meine Seite trittst, dann werde ich es gewiß unterwerfen.' Der, welcher den Plan in die Länge zieht, ist Pâbu. Sende ihn vor mich!" Nun sende ich Dir Rapi-el. Er bringt den Brief über diese Sache.

Für uns ist diesem wie allen Briefen eigentümlich, daß sie nicht an den Empfänger direkt, sondern an dessen Schreiber gerichtet sind. Der Empfänger ist „der Große", der Titel eines ägyptischen Beamten, angeredet aber wird der Schreiber, der zu dem „Großen" sprechen soll: „Also sagt Pâbi", der Absender.

Daraus geht die große Rolle hervor, die der Schreiber im antiken Vorderasien gespielt hat. Die Absender bemühen sich um seine Gunst und scheuen sich bisweilen nicht, in der Einleitung oder am Schluß des Briefes ihm ihre besondere Hochachtung anszudrücken und ergebenen Gruß zu senden. Manchmal bitten sie ihn, er möge den Brief recht deutlich vorlesen und auch ja nichts unterschlagen! Kürzlich ist das auswärtige Amt in Aegypten vor unsern Augen wieder lebendig geworden, wie es unter dem König Merenptah bestand: Das eigentliche Bureau ist in drei Schiffe geteilt. In den Seitenschiffen sitzen dichtgedrängt zehn Sekretäre, den einen Fuß auf den Schemel gesetzt, auf den Knien große Papyrusblätter. Das geräumige Mittelschiff ist für den hohen Chef reserviert, dem ein Diener die Fliegen abwedelt. An der Tür stehen zwei Portiers, von denen der eine dem anderen befiehlt: „Sprenge Wasser und mach das Büro kühl! Der Chef sitzt und schreibt." Die hohe Stellung eines solchen königlichen Schreibers ist begreiflich zu einer Zeit, wo nur wenige die Kunst des Schreibens verstehen, nun gar in einer fremden Sprache, und wo am Ende der König selbst zu den Analphabeten gehört. Wer will ihn kontrollieren, wenn er übel gesinnt ist und den Inhalt des Briefes fälscht? So ist auch am Hofe Davids „der Schreiber" ein hoher und gefürchteter Beamter, wie etwa in Preußen der Chef des Zivilkabinetts.

Während der Absender Pâbi uns hier zum ersten Male begegnet, sind uns Schipti-Baal und Zimrida bereits aus den Tell-Amarnabriefen bekannt, und zwar Zimrida als Fürst von Lachis. Die beiden Fürsten, die in ihren Briefen an den Pharao von Ergebenheit überfließen, werden hier von Pâbi der Verschwörung beschuldigt, wie es in jener Zeit nicht ungewöhnlich ist. Der Stadtälteste von Jarami hat sich ihnen angeschlossen. Wenn sie ihm nur drei Bogen, Dolche und Schwerter schicken und ihn unterstützen wollten, dann würden sie gewiß „das Land des Königs" unterwerfen! Man sieht hier an einem charakteristischen Beispiel, wie ärmlich und kleinlich die Verhältnisse in Palästina damals waren. Das ganze Land zerfiel in lauter einzelne Stadtkönigtümer, die sich unter einander aufs heftigste befehdeten, auf räuberischen Razzien einander schädigten und sich gegenseitig so viel wie möglich ärgerten. So ist es begreiflich, daß der Pharao wenigstens nominell seine Herrschaft aufrecht erhielt, indem er einen Fürsten gegen den andern ausspielte; so ist es auch begreiflich, daß die in den Tell-Amarnabriefen genannten Chabiri oder Hebräer sich in dem Lande festsetzen konnten. Dieselben Zustände sind noch im Richterbuch erkennbar, wo Abimelech als Stadtkönig von Sichem (Richter 9) nach Art unseres Zimrida vorzustellen ist.

Von den in Thaanach gefundenen Briefen sind zwei bedeu-

tungsvoll, leider aber nicht ganz verständlich. Der erste lautet in der Uebersetzung Ungnads:

Zu Aschirat-jaschur sprich: Also sagt Guli-Addu: Lebe wohlbehalten! Die Götter mögen sich kümmern um Dein Wohl, das Wohl Deines Hauses und Deiner Kinder! Du schriebst an mich wegen Deines Geldes, so will ich denn geben 50 Sekel Geld .... Ferner. Weswegen schickst Du mir nicht Deinen Gruß hierher? Jede Angelegenheit, die Du hörst, schreibe von dort, damit ich Bescheid weiß. Ferner. Auch wenn der Finger der Aschirat ist, so sollen sie .... und sollen .... und das Zeichen und den Bescheid berichtet mir! Ferner. Was die Binti-Kanidu betrifft, welche in der Stadt Rubute ist, so ist sie gut aufgehoben. Und wenn sie heranwächst, magst Du sie dem ... geben, damit sie einem Herrn (= Manne) angehöre.

Der Inhalt, soweit man ihn versteht, ist folgender: Auf die Anrede an den Schreiber, den Brief dem Empfänger Aschirat-jaschur vorzulesen, und den Namen des Absenders Guli-Addu folgt hier nicht wie in dem zuvor mitgeteilten Briefe die unterwürfige Floskel des Vasallen an seinen Herrn: „Vor Dir bin ich niedergefallen", sondern ein freundlicher Gruß, wie ihn Gleichstehende auszutauschen pflegen. Wenn man in Aschirat-jaschur den „König" von Thaanach sehen darf, so ist Guli-Addu der Fürst einer benachbarten Stadt, etwa von Megiddo oder von Jibleam. Guli-Addu hat vier verschiedene Dinge auf dem Herzen, die er in loser Briefform, nur durch ein „Ferner" getrennt, an einander gereiht hat. Zunächst als das Wichtigste damals wie heute werden die Geldgeschäfte erledigt. Dann wird dem Aschirat-jaschur ein sanfter Tadel ausgesprochen, daß er es an den nötigen Informationen fehlen lasse und seinen Kollegen nicht genügend auf dem Laufenden erhalte. An dritter Stelle scheint es sich um ein Omen zu handeln, das von der Göttin Aschirat gegeben wird, an vierter Stelle um eine noch nicht erwachsene, an fremdem Hof erzogene Königstochter, die bei Zeiten mit einem bestimmten Manne verlobt wird, eine ebenso wichtige Angelegenheit wie das Geldgeschäft! Dabei erscheint schon hier wie im Alten Testamente der Ehemann als der „Herr" oder Besitzer seiner Frau, die ihm als sein Eigentum gehört.

Am interessantesten ist der Name der Göttin Aschirat, nach dem auch der Fürst von Thaanach seinen Namen führt. Ihr Name begegnet uns im Alten Testamente wieder, aber meist nicht als Bezeichnung einer Göttin, sondern eines kultischen Pfahles, der einzeln oder paarweise neben dem Altar oder dem heiligen Steine aufgepflanzt wird. Man hat darum früher wohl bezweifelt, daß eine Göttin dieses Namens überhaupt existiert habe, und hat an eine Verwechslung mit der fast gleichlautenden Astarte gedacht. Nunmehr sind wir gezwungen, Aschirat und Astarte für zwei nahe

verwandte, wesensgleiche Gottheiten zu halten, zu denen sich als dritte die babylonische Ischtar gesellt. Alle drei verkörpern das weibliche Prinzip und stellen die Liebe dar, nach der ehelichen und außerehelichen Seite, als Mutter und als Dirne; zugleich symbolisieren sie das vegetative Liebesleben und gelten darum als Baumgottheiten. So wird es begreiflich, daß Aschirat, die Göttin des heiligen Baumes, im Alten Testamente zur Aschera, zum kultischen Pfahl, geworden ist, wenn daneben auch noch an einzelnen Stellen die Erinnerung an die alte Gottheit bewahrt ist. Sie muß einst, wie wir noch sehen werden, eine große Rolle gespielt haben; aber so stark sind die Schriften des Alten Testamentes in israelitischem Monotheismus überarbeitet, daß eine kritische Richtung lange Zeit an der Existenz dieser Göttin, obwohl sie ein paar Mal bezeugt wird, zweifeln konnte!

Der zweite Brief aus Thaanach ist berühmt geworden durch die Uebersetzung, die ihm durch den Herausgeber Hrozny zu teil wurde. Darnach lautet er:

An Ischtarwaschur: Achi-jawi. Der Herr der Götter möge Dein Leben behüten, denn ein Bruder bist Du und die Liebe ist am Ort Deiner Eingeweide und in Deinem Herzen. Als ich in Gurra im Hinterhalte lag, da hat mir ein Werkmeister zwei Messer, eine Lanze und zwei Keulen umsonst gegeben. Und wenn schadhaft geworden ist die Lanze, so wird er sie ausbessern und durch Büritpi schicken. Ferner. Gibt es noch Weinen für Deine Städte oder hast Du Dich wieder in den Besitz derselben gesetzt? Ueber meinem Haupte ist jemand, der da ist über die Städte. Jetzt siehe doch, ob er Dir Gutes erweisen will! Ferner. Wenn er das Angesicht zeigt, so werden sie (d. i. die Feinde) zu schanden werden und der Sieg wird gewaltig sein. Ferner. Es möge hineingehen Ilurabi in Rachab und entweder meinen Vogt zu Dir schicken oder ihn beschützen. Durchlaß, Durchlaß (nämlich für den Boten).

Obwohl die Uebersetzung durch den Herausgeber an einigen Stellen als fraglich gekennzeichnet ist, hat doch der Brief gerade in dieser Form eine große Rolle bei den Verhandlungen über den kanaanitisch-israelitischen Monotheismus gespielt. Man hat besonders auf die geheimnisvoll feierliche Weise aufmerksam gemacht, in der hier von dem höchsten Gott geredet werde und die erkennen lasse, daß diesem Manne eine Ahnung von dem einen, allmächtigen Gott aufgegangen sei, vor dem die Einzelgötter zurücktreten und in ihrem Glanze verblassen mußten. Diese Anschauung, die auf Hrozny's kühner Uebersetzung beruht, läßt sich nicht in allen Punkten aufrecht erhalten auf Grund der erneuten vorsichtigeren Wiedergabe, die mir Ungnad zur Verfügung gestellt hat und die sich in wissenschaftlicher Grausamkeit auf das einigermaßen Sichere beschränkt. Auf eine solche schmerzliche Enttäuschung

muß man in der Wissenschaft stets gefaßt sein. Danach lautet der Text:

Zu Aschirat-jaschur sprich: Also sagt Achijami: Der Herr der Götter möge Dein Leben beschützen. Mein Bruder bist Du, und wir lieben .... und in Deinem Herzen ist es, daß ich in .... So gib mir sofort zwei ... Hölzer und ... Holz und zwei .... Wenn das ... Holz fertig ist, so ziehe hinüber und sende es durch Pûr-idbi. Ferner. Gib Auftrag an Deine Ortschaften, daß sie ihr Werk tun. Auf meinem Haupte ist jeder, der den Städten .... Nun sieh doch, daß ich Gutes an Dir getan habe! Ferner. Wenn .... vorhanden ist, so .... Ferner. Es möge El-rapî nach der Stadt Rachabi gehen und entweder meinen Mann vor Dich senden oder sie sollen .... machen.

Der Inhalt ist darnach ziemlich dunkel, um nicht zu sagen völlig unverständlich. Klar ist nur die Einleitung: Der Absender Achijami, irgend ein kanaanitischer Duodezfürst, entbietet dem Empfänger Aschiratjaschur, seinem königlichen „Bruder" von Thaanach, den Gruß im Namen des „Herrn der Götter". Dieser Titel begegnet auch sonst in babylonischen Hymnen, wo er einem bestimmten Gotte, z. B. Marduk, verliehen wird, um ihn zu ehren und über das ganze Pantheon hinauszuheben. Ein derartiger monotheistischer Anklang ist in allen polytheistischen Religionen nachweisbar, sobald sich der Beter andächtig in die eine Gottheit versenkt und im Ueberschwang des Lobes alle anderen zu ignorieren scheint. Aber diese Erklärung ist hier nicht statthaft. Denn auffällig ist, daß der Ausdruck „Herr der Götter" hier nicht in gehobener Stimmung gebraucht wird, sondern in der prosaischen Sprache eines gewöhnlichen Briefes vorkommt, und ebenso merkwürdig, daß der Eigenname eines Gottes fehlt, dem jener Ehrentitel beigelegt wird. Die so angewandte Gottesbezeichnung ist in Babylonien bisher ohne Parallele. Von Monotheismus kann logischer Weise keine Rede sein, weil das Prädikat „Herr der Götter" ein Pantheon zur notwendigen Voraussetzung hat, immerhin aber ist damit eine monarchische Zuspitzung gegeben, die monotheistisch umgedeutet werden *kann*. In Israel ist das wirklich geschehen, wie wir aus dem Alten Testament zeigen können. Der in der Genesis (1 Mose 14 19) genannte ēl ʿeljôn, „der höchste Gott", ist, obwohl er logisch nur in einer polytheistischen Religion Sinn hat, dennoch monotheistisch vom einzigen Gott Jahve verstanden worden. In diesem Briefe aber läßt nichts auf Monotheismus schließen.

Das *Resultat* der literarischen Funde ist durchaus nicht so gering, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Mag auch die Zahl der ausgegrabenen Tontafeln klein und ihr Inhalt dürftig sein, so sind sie dennoch von hoher prinzipieller Bedeutung. Es ist

erst verhältnismäßig kurze Zeit her, daß man den ersten Versuch gemacht hat, in der Literatur des Alten Testamentes Spuren babylonischer Mythen nachzuweisen. Dabei mußte man sich, da äußere Umstände fehlten, auf innere Indizien beschränken; überdies konnte man sich babylonische Einflüsse erst in der Königszeit wirksam denken, in der, wie man damals meinte, die Assyrer zum ersten Mal mit den Israeliten in Berührung kamen. Seit den Tell-Amarnabriefen wissen wir, daß schon in der vorisraelitischen Zeit die kanaanitischen Könige Palästinas mit dem Pharao babylonisch korrespondierten. Die wenigen Funde im Lande selbst haben unsere Kenntnisse noch erweitert und uns gelehrt, daß auch die kanaanitischen Fürsten unter einander schriftlich nur in babylonischer Sprache verkehrten, daß die babylonische Schrift überhaupt die einzige war, die vor der Einwanderung der Israeliten in Palästina und vielleicht noch einige Jahrhunderte später existierte!

Dadurch ist die alttestamentliche Forschung vor ganz neue Probleme gestellt. Man hat seitdem nicht nur ein Recht, sondern sogar die Pflicht, nach babylonischen Einflüssen auf die israelitische Literatur zu suchen. Denn nach den uns jetzt vorliegenden Tatsachen dürfen solche Einflüsse, die früher erst mühsam bewiesen werden mußten, als selbstverständlich gelten. Es kann sich für die literargeschichtliche Forschung nicht mehr um einzelne aus Babylonien entlehnte Mythen und mythische Stoffe handeln, sondern die Kernfrage muß jetzt lauten: Ist nicht die ganze israelitische Literatur von der babylonischen abhängig? Eine starke Abhängigkeit ist von vornherein wahrscheinlich, da das Land im zweiten vorchristlichen Jahrtausend mit babylonischer Literatur sozusagen durchtränkt gewesen ist. Wie weit diese Abhängigkeit im einzelnen reicht, muß späteren Untersuchungen vorbehalten bleiben, die sich vornehmlich auf die gleicherweise in Babylonien wie in Israel nachweisbaren Gattungen und ihren Stil erstrecken müssen. Daß Israel ein selbständiges Geistesleben geführt hat, wird niemand bezweifeln. Aber beweisen läßt es sich erst dann, wenn der Zusammenhang mit der Literatur des vorderen Orients genauer erforscht ist.

Aber noch in einer anderen Hinsicht sind die besprochenen Funde trotz ihrer Dürftigkeit von Bedeutung. Sie haben uns gezeigt, daß der Boden Palästinas ebenso wie der Babyloniens und Aegyptens wohl geeignet ist, neben anderen Dingen auch Tontafeln gut zu konservieren, und haben so die Befürchtungen der Skeptiker zu schanden gemacht. Die Hoffnung auf größere und umfangreichere literarische Funde, womöglich auf eine ganze Bibliothek oder ein königliches Archiv, ist demnach durchaus gerechtfertigt. Die Aussicht darauf ist noch verstärkt worden durch die zahlreichen charakteristischen Tontafeln, die den Schürfungen Sellins in Jericho bereits

beschert sind. Ein mißgünstiges Geschick hat es leider gefügt, daß sie zwar zum Gebrauch fertig gestellt, jedoch nicht beschrieben sind. Aber unsere Wünsche auf besseren Erfolg begleiten die Ausgrabungen derer, die gerade in dieser Hoffnung die harte und entsagungsvolle Arbeit auf dem Boden Palästinas fortsetzen.

III. Die religionshistorischen Funde.

Aus dem Alten Testament lernen wir die Religion der Edelsten und Besten des israelitischen Volkes kennen, die für die Geschichte der Menschheit bleibende Bedeutung gewonnen haben. Von der Religion des Volkes hingegen erfahren wir wenig oder nichts; aus gelegentlichen Strafworten der Propheten und hingeworfenen Notizen der geschichtlichen Bücher vermögen wir hin und wieder einiges zu schließen, aber ein lebendiges und anschauliches Bild wird uns nirgendwo geboten. Da durften wir hoffen, daß die Ausgrabungen in Palästina ergänzend eintreten und die Lücke ausfüllen würden, die in unseren bisherigen Kenntnissen klafft. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß die materiellen Fundgegenstände, die zutage gefördert werden, zunächst die Volksreligion illustrieren, daß dagegen die höhere geistige Auffassung, die sich über die Volksreligion erhebt, sie vertieft und veredelt, besser in der Literatur als an den Funden studiert werden kann. Die eigentlichen Ausgrabungen haben uns zwar auch in dieser Hinsicht enttäuscht, da nur wenige Funde mit Sicherheit als Heiligtümer zu betrachten sind, wohl aber werden wir dafür reichlich entschädigt durch die genaue Erforschung Petras. Wir wissen jetzt so viel, daß wir es wagen können, nicht nur ein Bild, sondern auch eine Geschichte der israelitischen Höhenheiligtümer zu entwerfen.

Nach der biblisch-kirchlichen Tradition hat es in Israel allzeit nur ein einziges rechtmäßiges Heiligtum gegeben; das wäre bis auf die Zeit Salomos das Stiftszelt mit der Lade, später der jerusalemische Tempel gewesen. Wenn nun erzählt wird, daß die Israeliten auch anderswo Gottesdienst getrieben haben, so gilt das als bewußter Abfall von der wahren Jahvereligion. Diese Auffassung teilen schon die Bücher der Chronik und der Priesterkodex, die jüngste Quellenschrift[1]) des Pentateuchs (5. und 4. Jahrhundert v. Chr.). Die Beschränkung des Kultes auf eine einzige Stätte hat man aber erst durchzuführen vermocht durch das unter Josia veröffentlichte[2]) Deuteronomium (621 v. Chr.). Bis dahin opferten die Könige, Priester, Propheten und das ganze Volk nicht nur in

1) Vgl. Merx, Moses und Josua (Rel. Volksbücher II, 3. S. 115 ff.).
2) Vgl. ebd. S. 44 ff.

Jerusalem und nicht nur bei der Stiftshütte, sondern überall im Lande auf jedem Berge oder, wie man es mit einem technischen Ausdruck zu nennen pflegt, auf jeder „Höhe". Wir dürfen daher sagen, daß der ganze altisraelitische Gottesdienst Höhenkultus gewesen ist und demnach durchaus nicht als verbotener Götzendienst gegolten hat. Dazu ist er vielmehr erst später gestempelt worden.

Wenn man die Anbetung der Gottheit und die Darbringung der Opfer mit besonderer Vorliebe auf den Höhen vollzog, so hatte das ohne Zweifel seinen Grund in dem Glauben an die Heiligkeit der Berge. Um diese für uns rätselhafte Anschauung zu verstehen, müssen wir uns in das Seelenleben des primitiven Menschen versenken. Denn die Wurzeln jenes Glaubens reichen bis weit in die vorgeschichtliche Zeit hinein. In einem Gebirgslande, wo der Horizont rings von Bergen umrahmt ist, meint die kindliche Phantasie, auf den Bergen zum Himmel emporsteigen zu können. Man sieht es ja, wie dort oben in der Ferne Himmel und Erde sich berühren und unmittelbar ineinander gehen. „Auf den Höhen der Erde wandeln", wie es den Göttern zugeschrieben wird, ist für das naive Denken dasselbe wie „im Himmel wandeln". Am begreiflichsten ist uns diese Vorstellung bei sehr hohen Bergen, deren geheimnisvolle Gipfel nie eines Menschen Fuß betreten hat: dort ist gut sein, dort ist das Paradies, wo die Götter ihre Zelte und, bei fortgeschrittener Kultur, ihre Häuser gebaut haben. Nicht so einfach und naheliegend erscheint uns diese Idee bei niedrigen Höhen, die jedermann kennt und die nichts Geheimnisvolles haben, weil man sie jeden Augenblick besuchen kann. Aber der antike Mensch empfindet anders als wir. Sein Interesse haftet völlig am Einzelvorgang, den er isoliert, ohne ihn mit anderen in Beziehung zu setzen. Wenn er beobachtet, wie die Sonne drüben in den Bergen von Betel verschwindet, dann sucht er eine Antwort auf die Frage, warum das geschieht, und findet sie in der kindlichen Annahme, daß dort die Wohnung des Sonnengottes sei. Damit ist sein Wissensdurst befriedigt. Er kümmert sich nicht weiter darum, daß die Sonne im nächsten Monat an einer anderen Stelle untergeht und am nächsten Morgen anderswo aufgeht; denn das sind neue Probleme, die ihn vielleicht ein anderes Mal beunruhigen. So macht er sich auf zu jener schaurigen Stätte, wo er den Sonnengott zwischen die Berge hinabtauchen sah: dort errichtet er ihm einen heiligen Stein als Altar, denn dort ist „der göttliche Palast", das Haus des Sonnengottes, dort ist „die Pforte des Himmels", die Leiter, auf der die Engel auf- und niedersteigen; wer dort schläft wie Jakob, schaut sie im Gesichte der Nacht (I Mose 28 17). Der kindlichen Phantasie des primitiven Menschen ist es völlig gleichgültig, ob der Ort sonst irgend etwas Auszeichnendes hat oder

nicht; er ist für ihn heilig und geweiht durch den beobachteten Einzelvorgang der Naturerscheinung.

So sind für das mythische Denken, das überall gleich fragmentarisch ist, die Berge heilig als Wohnungen des Sonnen- und Himmelsgottes. Man hat früher wohl geleugnet, daß die Vorstellung von dem Himmelsgotte alt sei, und hat sogar versucht, sie in Israel bis auf die Zeit des Propheten Ezechiel (6. Jahrh. v. Chr.) herabzudrücken. Diese an sich wenig wahrscheinliche These ist schlechterdings unhaltbar geworden, seitdem wir einen „Herrn des Himmels" nicht nur aus einer Tontafel in Phönikien, sondern neuerdings auch aus einer altaramäischen Inschrift schon für viel frühere Jahrhunderte kennen gelernt haben. Dasselbe lehren viele Stellen des Alten Testaments, wenn man sie richtig versteht, dasselbe bestätigen auch die zahlreichen Funde in Palästina. An erster Stelle sind hier die Napflöcher zu nennen. Der Ausdruck „Napflöcher" oder „Schalenvertiefungen" ist ein Terminus technicus, um gewisse künstliche Löcher der prähistorischen Zeit zu bezeichnen, die einen schwer verständlichen, jedenfalls aber kultischen Sinn haben und wohl zu unterscheiden sind von gewöhnlichen Löchern, die deutlich mannigfachen profanen Zwecken gedient haben. Jene begegnen in Palästina ebenso häufig wie in Westeuropa, Vorderindien, Nordamerika und anderswo. Sie sind konstatiert auf den vorgeschichtlichen Gräbern der Steinstuben und in Höhlen, auf Idolen und vor allem auf dem nackten Felsboden, mag er zu Tage liegen oder ausgegraben sein, also stets in den ältesten Schichten. Sie kommen auf horizontalen und vertikalen Flächen vor, bisweilen einzeln und groß, bisweilen zahlreich und winzig, meist ungeordnet, manchmal jedoch in Reih und Glied, auch durch Gruben, Furchen, Rinnen wie zu einem Kanalisationssystem verbunden.

Ebenso unzählig wie die Napflöcher sind die Erklärungen, unter denen sich zwei die meiste Anerkennung errungen haben. Ethnologische Parallelen beweisen, daß die Napflöcher oft als Darstellung des weiblichen Gliedes aufgefaßt sind. Allein diese Anschauung paßt weder zu den Tatsachen noch zu den Nachrichten, die uns in Palästina und auf semitischem Boden überhaupt entgegentreten. Ueberdies wäre der vorauszusetzende Fruchtbarkeitsritus schwerlich je vergessen worden, er würde auch nicht stimmen zu dem markantesten Fundort der Napflöcher, dem ewig unfruchtbaren, steinichten Fels der Berge. Sie gelten daher mit größerem Recht als die ältesten prähistorischen Kultstätten: Der Gottheit, die im Berge wohnte oder auf der Höhe gegenwärtig war, führte man die Opfergaben zu, indem man einfach ein Loch in den Boden höhlte und es bisweilen mit Gruben, Rillen, Furchen verzierte.

Noch heute haben die Samaritaner von nāblus (= Neapolis-Sichem) auf dem Berge Garizzim eine Kultstätte für ihr Paschaopfer, die an die uralten Napflöcher erinnert. Es sind drei kunstlose, mit Steinen ausgelegte Gruben: in der ersten werden die Lämmer geschlachtet, in der zweiten die Felle gebrüht, in der dritten wird das Fleisch geröstet. Die kultische Bedeutung der Napflöcher erhellt zweifellos aus ihrer in Petra nachweisbaren Verbindung mit heiligen Steinen und Altären. Wenn sie bisweilen äußerst zahlreich und winzig erscheinen oder wenn sie auf vertikalen Flächen angebracht sind — dieselbe Beobachtung kann man in Petra an heiligen Steinen und Altären machen — so erklärt sich das daraus, daß sie nicht wirklich Kultzwecken gedient haben, sondern einem Gelübde ihr Dasein verdanken. Hatte jemand in Zeiten der Not seinem Gott Weihgeschenke irgend welcher Art — Napflöcher oder Altäre oder Idole — für den Fall gnädiger Errettung gelobt, dann suchte er hinterher so billig wie möglich davonzukommen, indem er die Gegenstände nicht in ihrer wirklichen Größe, sondern in verkleinertem Maßstabe herstellen ließ. So beging er zwar einen kleinen Betrug, aber einen erlaubten; er erfüllte sein Versprechen und glaubte noch eines Lohnes für seine fromme Tat sicher zu sein, da es allgemeine Ueberzeugung war, daß die Gottheit „die nachgebildeten Dinge an Stelle der wirklichen annehme“ [1]).

Hatten in der ältesten Zeit die Napflöcher genügt, um eine Opfergelegenheit an der heiligen Stätte zu schaffen, so erwachte allmählich der Trieb nach konkreter Spezialisierung. Das primitive Bedürfnis des Menschen nach Anschaulichkeit, das bis dahin geschlummert hatte, wurde rege und verlangte, daß man besondere Stellen auf dem Berge als Sitz der Gottheit markierte: So entstanden die heiligen Steine oder Masseben, wie man sie nach dem Hebräischen zu nennen pflegt, die überall auf dem heiligen Berge zerstreut sein konnten. Sie banden die Gottheit keineswegs fetischartig an einen bestimmten Punkt; sie bedeuten keinen Rückschritt, sondern einen Fortschritt gegenüber der früheren Stufe, indem sie die neu geweckte Phantasietätigkeit befriedigten, die ein sichtbares Symbol des unsichtbaren Gottes forderte. Zuerst beschränkte man sich auf natürliche Steine, die sich etwa durch ihre Größe oder durch auffällige Form auszeichneten: sie wurden zur Opferstätte gewälzt, neben dem Napfloch aufgestellt und dienten fortan in besonderem Sinne als das „Haus Gottes“, als bētēl, wie der Hebräer, als baitylion, wie der Grieche sagt; dabei dachte man speziell an den Sonnengott, wie der phönikische Ausdruck

1) So überliefert uns Servius um 400 n. Chr. Dasselbe Prinzip läßt sich aber schon im alten Testament nachweisen. III Mose 5, 4.

hammānīm „Sonnensäulen" beweist und wie die Lage auf den Bergen bezeugt. In Petra hat man mit Vorliebe natürliche Vorsprünge der Höhen als Wohnstätten des Sonnengottes Duschara betrachtet und bisweilen durch künstliche Bearbeitung die charakteristische Form noch deutlicher herausgemeißelt. Auch die frei aufgestellten Masseben wurden bald ihrer natürlichen Gestalt beraubt und so behauen, daß sie entweder spitz-kegelförmig oder abgeplattet-prismenförmig oder auch omphalosartig erscheinen; offenbar wollte man ihnen die Gestalt eines Berges verleihen[1]). Man redete bisweilen von einem „Bilde" der Gottheit, aber ehrfürchtige Scheu vor dem himmlischen Geheimnis hinderte noch den Menschen, die Gottheit nach seinem Bilde und Gleichnis zu denken und darzustellen. Die naive Frömmigkeit mag manchmal den Stein mit der Gottheit identifiziert haben, im großen und ganzen jedoch hat man beide von einander unterschieden: der Himmel ist das metaphysische Haus der Gottheit, der heilige Berg und speziell der ihm nachgebildete heilige Stein sind nur ihr irdisches Haus, in dem sie vorübergehend ihre Wohnung hat, um die Gaben und Besuche ihrer Verehrer in Empfang zu nehmen. Anfänglich war der Stein noch mit dem Napfloch verbunden, wie es in Petra oft der Fall ist. Indem sich aber die Aufmerksamkeit der Opfernden auf den Stein als das Allerheiligste konzentrierte, indem der Stein zum Symbol der Gottheit und zum Merkzeichen der heiligen Stätte ward, wurden die Napflöcher überflüssig und verschwanden allmählich. Fortan wurde das Blut über den Stein gegossen, er wurde mit Oel gesalbt, vor ihm wurden die Fleischstücke niedergelegt, vor ihm Verträge geschlossen und beschworen, als wäre er die Gottheit selbst. Er verkörpert in der Tat ihre Gegenwart, er ist der Wächter des Heiligtums, der Hüter des Bundes. Er kann auch vom Berge losgelöst und in der Ebene aufgerichtet werden, überall wo man die Gottheit anwesend denkt, wo man etwas unter ihren Schutz bringen will: bei den Tempeln, auf den Aeckern, vor den Toren der Stadt, am Eingang der Grabstätten und auf den Schlachtfeldern. Daraus erklären sich die verschiedenen Bedeutungen des heiligen Steines, die sich allerdings sämtlich auf einen kultischen Ursprung zurückführen lassen, die aber in der Literatur des Alten Testamentes mannigfach variiert erscheinen.

Zu den vielen heiligen Steinen, die uns aus Petra bekannt sind und dort vor allem studiert werden müssen, gesellt sich auf palästinischem Boden nur ein einziges sicheres Beispiel: der Massebenfund Macalisters in Geser. Dort stehen auf einem Platz

1) Die Form des Phallus, des männlichen Gliedes, ist auf semitischem Boden bisher nicht nachgewiesen.

von etwa 30 m Länge noch heute acht Monolithe aufrecht, außerdem sind zwei Sockel und eine kleinere umgestürzte Säule vorhanden, sodaß im ganzen elf Massseben angenommen werden müssen. Sie sind zum Teil gewaltig hoch (über 3 m) zum Teil niedriger. Ihre Form ist sehr unregelmäßig und gleicht bald mehr einem Prisma bald mehr einem Kegel. Rings herum läuft eine Terrasse von kleinen Steinen und hilft ihnen aufrecht stehen. Da sie an einer Stelle unterbrochen ist, muß eine gewaltsame Zerstörung dieses Platzes vermutet werden, die glücklicherweise nicht allzu gründlich gewesen ist. Sämtliche Steine liegen in einer graden Linie, die fast genau von Nord nach Süd orientiert ist. Westlich von ihnen, zwischen dem fünften und sechsten Stein, befindet sich ein gut ausgehöhlter Steintrog. Da er für einen Blutbehälter oder für ein Wasserbecken viel zu massiv ist, so wird man ihn am wahrscheinlichsten als Untersatz für die zwölfte Massebe deuten dürfen, die als der Hauptgegenstand der Verehrung zu gelten hat. Diese allerheiligste Massebe, für die vielleicht die übrigen, von der symbolischen Zwölfzahl abgesehen, nur als Schmuck und Folie gedient haben, ist bei der Zerstörung des Platzes geraubt worden. Wie die genaue geologische Untersuchung gelehrt hat, haben die Gründer der Kultstätte einen der heiligen Steine aus der Umgegend von Jerusalem gestohlen und herbeigeschleppt; es ist ihnen also dasselbe widerfahren, was sie anderen zugefügt haben. Die Plünderung der Heiligtümer scheint überhaupt nichts Seltenes gewesen zu sein. (Vgl. Richter 17. 18.)

Was wir hier nur vermutet haben, daß der Steintrog ein Untersatz für die Massebe gewesen sei, das ist uns in Petra und anderswo sicher bezeugt, wo öfter die heiligen Steine auf einer Basis oder einem altarähnlichen Postament erscheinen. Wir blicken hier in die Entstehungsgeschichte des A l t a r s hinein. Ursprünglich konnte er gänzlich fehlen, da zunächst die Napflöcher, später die Massseben selbst als „Altäre“ benutzt sind. Doch vermeidet man für sie besser den mißverständlichen Ausdruck und gebraucht ihn erst da, wo ein besonderer Kultgegenstand neben ihnen vorhanden ist. Es kann nun kein Zweifel sein, daß sich der Altar allmählich aus dem Untersatz oder dem Vorsatz für die Massseben entwickelt hat. Denn da, wo Altar und Massebe als zwei Dinge sich zu scheiden beginnen, bleiben sie doch räumlich aufs engste mit einander verbunden, indem die Massseben entweder auf den Altar oder hinter den Altar gestellt werden. Sichere Beispiele für diesen Fall bietet Petra, für jenen ein Türsturz über dem Hauptportal eines heidnischen Tempels im ostjordanischen Vulkangebiet des Hauran: Zwischen fünf Bogen sind Altäre abgebildet, von denen der mittlere drei Massseben auf seiner Oberfläche trägt. Die Mas-

sebe ist die Hauptsache, sozusagen das Heiligste; der Altar als das Heilige dient nur dazu, sie noch mehr hervorzuheben, zu isolieren und vor Entweihung zu schützen, zugleich um einen heiligen Tisch für die der Gottheit dargebrachten Gaben zu haben. Da nun im Alten Testamente die „Hörner" geradezu als die Hauptsache am Altar erscheinen, da an sie das Blut gestrichen wird, da man an ihnen die Sühne vollzieht, da ihre Vernichtung einer Zerstörung des ganzen Altars gleichkommt (II Mose 30 10, III Mose 4 7, Amos 3 14), so wird der Kieler Professor Albert Eichhorn[1]) Recht haben, wenn er die „Hörner" als die zum Ornament herabgesunkenen, ursprünglich auf den Altar gestellten Massebe betrachtet. Dazu paßt es, daß die bisher gefundenen Altäre keine wirklichen „Hörner", sondern Aufsätze an den vier Ecken aufweisen, die von den Hebräern ebenso gut wie die Berge als „Hörner" bezeichnet werden konnten. Die Massebe verschwanden allmählich, weil sie einer fortgeschrittenen Religion als Gottheitssymbol nicht mehr genügten; an ihre Stelle traten die Altäre, die nunmehr zum Sitz und Thron der Gottheit wurden und deren „Hörner" noch eine Zeit lang an die ältere Form der heiligen Steine erinnerten.

Wir können jetzt versuchen, das Gesamtbild einer altisraelitischen „Höhe" (hebr. bāmā) zu entwerfen, wie wir sie uns nach den wohlerhaltenen Felsheiligtümern Petras zu denken haben. Man muß sich zunächst von der Anschauung frei machen, als ob sich auf den heiligen Bergen Tempel befunden hätten. Das trifft für die große Masse sicher nicht zu. Es dürfte neben dem Quaderbau Salomos nur wenig Tempelgebäude im Lande gegeben haben, wie denn auch bei den Ausgrabungen in Palästina bisher kein einziger zu Tage gefördert ist, der in die israelitische Zeit zurückreichte. Noch weniger darf man hölzerne Hallen voraussetzen, da das Holz damals wie heute selten war. Wenn Salomo für seine Bauten Zedernholz vom Libanon verwendete, so ist dieses kostbare Material ein Zeichen für den besonderen Luxus des königlichen Hofes zu seiner Zeit. Als Einfriedigungen, die notwendig waren, um den heiligen Platz zu markieren und vor Profanation zu schützen, hat man vielmehr primitive Steinmauern anzunehmen, falls nicht die Stätte als solche irgendwie kenntlich war. Wer sich ihr näherte, pflegte allerlei Vorsichtsmaßregeln zu üben, wie sie im Verkehr mit der Gottheit gebräuchlich sind. Er entledigte sich vor allem der Sandalen, um den heiligen Boden nicht durch körperliche Unreinheit und durch Schmutz zu entweihen. Bassins, Zisternen oder Becken waren überall vorhanden, damit Priester und Laien vor dem Betreten des Kultortes und vor dem Gebet,

1) Nach mündlicher Mitteilung.

Opfer oder Gelübde die rituellen Waschungen des ganzen Körpers oder einzelner Teile, besonders der Hände und Füße, vollziehen konnten. Dabei ließ man das Wasser, wie es noch heute im Orient geschieht, über die Gliedmaßen laufen oder gießen, tauchte sie aber nicht hinein, wie wir es zu tun pflegen. Sobald man die Grenze des heiligen Bezirkes überschritten hatte, kam man zu den zahlreichen Heiligtümern, die durchaus nicht nur auf dem Gipfel des Berges lagen, auch nicht immer an einer einzigen Stelle vereinigt waren, sondern sich bisweilen in wechselnder Höhe über den ganzen Berg verstreuten. Denn die Gottheit, die dort gegenwärtig geglaubt wird, wohnt nicht an einen bestimmten Platz gebunden, sondern offenbart sich überall, und darum gibt es auf jedem Hügel viele Heiligtümer. Der wesentlichste Kultgegenstand ist nicht mehr das prähistorische Napfloch, obwohl es hin und wieder noch begegnet, sondern schon die Massebe, der heilige Stein, der den Sitz der Gottheit in besonderem Sinne markiert und gewissermaßen als sichtbares Symbol des unsichtbaren Gottes dient. Man darf nicht an allzu primitive Muster denken; neben den unbehauenen Steinen sieht man behauene, die im allgemeinen unter freiem Himmel errichtet und vom vollen Glanz der Sonne bestrahlt waren. Teilweise jedoch mochten sie, ähnlich wie zu Petra, in künstlerisch ausgeführten Nischen geborgen und vor den Unbilden der Witterung geschützt sein. Schon die Propheten (Hosea 10 1) klagten über den Luxus, der bei der Anfertigung der Masseben üblich war und der sich vielleicht nicht auf die Steine allein beschränkte. Mit ihnen verbunden erscheint oft, an ihrer Seite oder an beiden Seiten aufgepflanzt, die Aschera, der hölzerne Pfahl, eine Nachbildung des heiligen Baumes und Symbol ursprünglich der weiblichen Gottheit, an der Spitze manchmal von einem Halbmöndchen gekrönt und mit Bändern geschmückt. Die Israeliten bezogen auch sie auf ihren Volksgott Jahve, der allein auf den Höhen verehrt wurde. Wo der heilige Stein nicht selbst als Opferstätte benutzt wird, tritt zu diesem Zweck der Altar hinzu, indem eine oder mehrere Masseben auf ihn oder hinter ihn gestellt werden. Es können auch mehrere Altäre vorhanden sein, die in ihren Formen mannigfach wechseln, bald als einfache Tischplatte mit hörnerartigen Aufsätzen gestaltet (Votivaltar), bald aus unbehauenen oder behauenen Steinen aufgebaut, in Absätzen sich nach oben verjüngend und mit Stufen oder einer kleinen Treppe versehen (Schlachtaltar), bald einem zylinderförmigen Steinblock ähnlich, der auf der Oberfläche zu einer Schale vertieft ist (Räucheraltar). Besondere Altäre für Spende- und Brandopfer scheinen in der älteren Zeit meist gefehlt zu haben und erst jüngeren Datums zu sein. Dazu kommen noch besonders hergerichtete Speiseplätze, meist vor dem Altar oder vor der Mas-

sebe unter freiem Himmel gelegen, damit die Gemeinde vor Jahve fröhlich sein, vor ihm und mit ihm essen und trinken konnte. (I Mose 31 44). Endlich sind Schlafstätten erforderlich zum Uebernachten am heiligen Ort, um Träume, Orakel oder Visionen von der Gottheit zu empfangen (I Mose 28 11, 31 54, I Sam. 3 3 ff., I Kön. 3 5). Wo man nicht einfach im Freien aß oder schlief, dienten Höhlen oder Tempelkammern als Speise- und Schlafzimmer. Man muß sich jedenfalls stets gegenwärtig halten, daß die Ausstattung einer „Höhe" bei aller typischen Uebereinstimmung im großen doch im einzelnen sehr verschieden sein konnte.

Den Masseben der Israeliten entsprechende Steinsäulen hat man bisher nicht in Babylonien, sondern nur in Aegypten ausgegraben, wenn man von den kleineren Ländern Vorderasiens absieht. Auf einen Zusammenhang mit Aegypten — nicht auf eine direkte Herkunft aus Aegypten — weist speziell die bisweilen, obwohl nicht durchgängig, vorhandene Orientierung, die wir uns an einigen Beispielen klar machen müssen. Bei der erwähnten Kultstätte in Geser liegt der Steintrog, den wir als den Untersatz für die Hauptmassebe betrachten, westlich von den andern heiligen Steinen. Bei dem Hauptaltar auf dem Berge zibb ʿatûf bei Petra, auf dessen Oberfläche ebenfalls Masseben als Symbole der Gottheit vorauszusetzen sind, befinden sich die Stufen für den amtierenden Priester im Osten, sodaß der heilige Stein den westlichen Rand des Kultplatzes krönt. Der Tempel Salomos ist so gebaut, daß das Allerheiligste mit der Lade als dem Thron Jahves den Westen einnimmt, und auch bei dem von Ezechiel konstruierten Altar führen die Stufen von Osten her hinauf, so daß der Priester die Gottheit im Westen schaut, da er ihr natürlich entgegengeht. Damit stimmt auffällig überein das in Abusir bei Memphis ausgegrabene Heiligtum des ägyptischen Sonnengottes Re, das vermutlich dem berühmten, für uns verlorenen Sonnentempel von Heliopolis nachgebildet ist und der fünften Dynastie, um 2500 v. Chr. angehört. Auf einem niedrigen, künstlichen Hügel ist ein offener Hof, rings von bedeckten Räumen umgeben, hergestellt. Auf seiner westlichen Hälfte erhebt sich über einem geböschten Sockel ein mächtiger Obelisk, vor dessen Ostseite sich ein gewaltiger Alabasteraltar befindet. Der Obelisk, der als der Sitz und das Symbol des Sonnengottes Re galt, lag ohne Zweifel deshalb im Westen, damit die im Osten aufgehende Sonne ihn des Morgens bestrahle. Daß wir auf der richtigen Fährte sind, wenn wir die semitischen Masseben oder „Sonnensäulen" mit diesen ägyptischen Obelisken kombinieren, wird durch eine andere Beobachtung bestätigt. Für das Allerheiligste des salomonischen Tempels ist die völlige Dunkelheit charakteristisch, die darin herrscht. Diese Tatsache ist um so

auffälliger, als der Tempelweihspruch Jahve-Baal ausdrücklich als den Sonnengott bezeichnet, der die Sonne an den Himmel gestellt habe, um den Menschen zu leuchten; er selbst aber, so heißt es weiter, habe sich vorbehalten, im Dunkel zu wohnen. (I Kön. 8 12, nach der griechischen Uebersetzung der LXX.) Auch sonst weist die ganze Ausstattung des Tempels auf den Sonnen- oder Himmelsgott: er thront auf der himmlischen Feste (ihr Nachbild ist die Bundeslade im Allerheiligsten), ihm sind die Planeten untertan (daher die 2×5 Leuchter im Heiligsten), ihm gehorchen die Tierkreiswesen (daher die 12 Stiere, die das eherne Meer des Himmels tragen, im Vorhof), er fährt auf dem mit Rossen bespannten Sonnenwagen zum Himmel hinauf und herab (daher diese Symbole im Tempel; vgl. II Kön. 23 11), seinen Auszug hält er durch die beiden Berge im Osten (daher die beiden ehernen Sonnensäulen Jakin und Ba'al[1]) vor dem Portal). Darnach kann kein Zweifel sein, daß das Dunkel des Allerheiligsten die finstere Berghöhle nachahmen soll, in der der Sonnengott des Abends zur Ruhe geht. Es ist gewiß kein Zufall, wenn in den ähnlich gebauten ägyptischen Tempeln die hintere vom Gott bewohnte Cella ebenfalls dunkel war. In welches hohe Alter die Orientation hineinreicht, erkennt man am besten aus den bereits der prähistorischen Periode angehörigen Steinstuben oder Dolmen: diese Gräber sind, wenn auch nicht überall, so doch in manchen Gegenden von Ost nach West orientiert. Der Kopf des Toten liegt im Westen, sodaß er dem Aufgang der Sonne entgegenschaut.

Ist in dem eben besprochenen Fall der ägyptische Einfluß nicht ganz offensichtlich, sondern erst durch vergleichende Beobachtungen zu erschließen, so ist er hingegen bei den Götterbildern mit den Händen greifbar. Bei den Ausgrabungen ist das ganze ägyptische Pantheon vertreten, während das assyrisch-babylonische völlig fehlt, wenn wir von den weiblichen Statuetten, die eine Gruppe für sich bilden, zunächst absehen. Diese Tatsache ist äußerst überraschend für alle diejenigen, die einseitig nach Babylonien blicken und seine Einwirkung auf Israel betonen. Hier macht sich zum ersten Male mit allem Nachdruck das Aegyptische als der zweite Faktor geltend, dessen Berücksichtigung bei der Analyse der kanaanitisch-israelitischen Kultur nicht vernachlässigt werden darf. Es wird nun darauf ankommen, die beiden Einflüsse gegen einander abzuwägen und ihre Sphären genauer abzugrenzen. Nimmt man aus dem großen Reich der Kultur zunächst die Religion als ein besonderes Gebiet heraus und bringt speziell an sie die Frage nach dem Zusammenhang mit Aegypten und Babylonien heran, so darf man darauf nach dem

1) So ist zu lesen. Der Tempel ist also dem Baal Jahve geweiht.

jetzigen Stande unserer Kenntnisse die vorläufige Antwort geben, daß der babylonische Einfluß sich vor allem auf die Mythen und die höhere offizielle Religion erstreckt hat, wie uns die Literatur des Alten Testamentes lehrt, daß hingegen der ägyptische Einfluß sich vornehmlich in der niederen Volksreligion bemerkbar gemacht hat, wie uns die Funde bezeugen.

Für den zweiten Teil dieser These, der uns hier allein interessiert, spricht einmal die Tatsache, daß zu allen Zeiten und an allen Orten der Bes die populärste ägyptische Gottheit in Palästina gewesen ist. Die dort gefundene Zahl der Besgötzen ist bei weitem größer als die anderen Figuren, wie des Ptah, Osiris, Anubis u. s. w. Bes gehört nicht zu der Schar der hohen Götter, sondern zu den niederen Dämonen, die durch ihre groteske Gestalt, halb Tier halb Mensch, an die Satyrn der Griechen erinnern. Sie müssen durch Tanz, Musik und andere Vergnügungen die Götter und Göttersöhne erfreuen. Die Aegypter des Neuen Reiches haben den krummbeinigen Bes mit Vorliebe als Heiligenbild in ihre Häuser gestellt, ihre Kinder nach ihm genannt und sie seinem Schutze empfohlen. Wie ein Beispiel in Lachis lehrt, waren die Bilder bisweilen mit einem Ring versehen und konnten um den Hals getragen werden. Die Nachfrage nach ihnen war so stark, daß sie nicht nur aus Aegypten importiert, sondern auch in Palästina selbst fabriziert wurden; in Geser hat man noch die Tonform gefunden, die zum Anfertigen des Gottesbildes diente.

Wie der Bes, so dürften alle in Palästina ausgegrabenen Gottesbilder als Hausgötzen[1]) oder Amulette zu erklären sein. Als Gegenstände für den öffentlichen Kultus können sie jedenfalls nicht in Betracht kommen, da sie höchstens handgroß sind. Ueberdies sind sie auch nicht in Tempeln, sondern in Privathäusern oder in Gräbern gefunden. Wir dürfen sie daher am ehesten den Bildern der Schutzheiligen vergleichen, die in katholischen Ländern die Häuser schmücken. Eigentliche Verehrung werden sie kaum genossen haben, höchstens daß man ihnen Lampen anzündete und Weihrauch opferte. Im allgemeinen aber gehören sie in den großen Bereich der Amulette, die Lebenden wie Toten nützlich sind. Amulette sind Gegenstände oder Zeichen, die mit abergläubischem Nimbus umgeben als schützende Abwehrmittel gegen schädliche Dinge oder Wesen, wie gegen bösen Blick, Zauberei, Dämonen, Unglücksfälle, gebraucht werden, im Volke sehr beliebt, von der offiziellen Religion aber verworfen und verboten. Sie stammen meist aus einer früheren, jetzt überwundenen Stufe der Religion oder aus der

1) Der Ausdruck „Teraphim" ist zu vermeiden, da er wahrscheinlich keine Hausgötzen, sondern gottesdienstliche Masken bezeichnet.

Fremde. Denn alles Fremde gilt, weil es rätselhaft, unverständlich, unheimlich ist, als besonders zauberkräftig und zauberhemmend. Obwohl kein Zweifel daran sein kann, daß die Gottesbilder in vielen Fällen den nach Palästina gezogenen Aegyptern zuzuschreiben sind, dürfen wir sie dennoch grade um ihres amulettartigen Charakters willen auch in den Händen und Häusern der Palästinenser voraussetzen, die sich damals noch nicht hermetisch von den Fremden abschlossen und die sich grade auf diesem Gebiete fremde Bräuche leicht aneignen mochten.

Neben den Besgötzen sind als zweite noch zahlreichere Gruppe die weiblichen Statuetten zu erwähnen, die man als Astartebilder zu bezeichnen pflegt. Auch sie haben ihre Rolle, weil sie so klein sind, nicht im öffentlichen, sondern im privaten Kultus gespielt. Obwohl die Figuren im einzelnen mannigfach von einander abweichen, ist doch der Typus der Göttin im großen und ganzen stets derselbe: sie ist nackt, trägt eine Krone auf dem Haupte, Ringe um den Hals und die Füße und einen Gürtel um die Hüften; die Arme sind über der Brust gekreuzt; Hüften und Brüste treten stark hervor, wie es das Schönheitsideal der Semiten verlangt. Daneben begegnen als spezielle Unterarten Frauengestalten, die schwanger sind oder ein Kind auf dem Arm haben; solche, die zwei Hörner an der Stirn zeigen, wie es bei den altägyptischen Gottheiten üblich ist (ein Bild der „zweigehörnten Astarte", die uns aus dem biblischen Ortsnamen Astarot karnajim bekannt ist); solche, die einen grotesken Vogelkopf mit gewaltigen Ohrringen andeuten, und andere mehr. Als das ursprüngliche Heimatland dieser Statuetten, die auch auf Kypros und anderswo gefunden sind und die über das ganze vordere Asien weit verbreitet waren, galt früher Phönikien, das heute höchstens noch als Durchgangsland in Betracht kommen kann. Während manche Typen nach Babylonien weisen, ist bei andern der ägyptische Einfluß viel bemerkbarer, sofern sie durch die Haartracht und durch die Lotusblumen, die sie in den Händen halten, an die ägyptische Göttin Hathor erinnern. Die Israeliten, aus deren Zeit manche der ausgegrabenen Exemplare stammen, haben jedenfalls alle diese Bilder auf die Aschera, Astarte oder Himmelskönigin bezogen, deren Dienst bis in sehr späte Zeit gedauert hat.

Jüdische Weiber waren es, die noch dem greisen Jeremia vorwarfen, daß die Vernachlässigung der Himmelskönigin alles Unglück Israels verschuldet habe: so spendeten sie ihr Trankopfer und Weihrauch und buken ihr zu Ehren Kuchen (Jerem. 44 17 ff.). Wie bei diesen Frauen, so mag in vielen Winkelkulten trotz der prophetischen Polemik der Glaube an die kanaanitische Himmelskönigin, die Gemahlin des himmlischen Baals, die Göttin der menschlichen und vegetativen Fruchtbarkeit, fortgelebt haben. Wir

haben gesehen, daß die offizielle Jahvereligion nur den heiligen Baum und sein Nachbild, den kultischen Pfahl, übernommen und die Aschera als ein Symbol Jahves aufgefaßt hat; die Göttin Aschera hatte in dem monotheistischen Glauben Israels keinen Platz. Wie wir jetzt aus den Ausgrabungen lernen, hat sie sich dennoch inoffiziell in dem Leben des Volkes zu behaupten gewußt, genau so wie noch heute der von der Kirche bekämpfte Aberglaube in den niederen Laienkreisen unausrottbar ist. Besonders dürften sich damals wie heute die Frauen hervorgetan haben, als deren Schutzheilige die Himmelskönigin zu betrachten ist: sie benutzten ihre Bilder bei den verschiedenen Akten des weiblichen Geschlechtslebens als schützende Abwehrmittel. Die große Fülle der Statuetten erlaubt aber auch einen Schluß auf weite Verbreitung der im Dienst dieser Gottheit geübten heiligen Prostitution, die von ihr gefordert, von der Jahvereligion hingegen verboten war [1]).

Auf den öffentlichen Höhen, den Jahve gewidmeten Kultstätten haben wir uns keine Bilder zu denken. Die Jahvereligion lehnte sie als heidnisch ab, sie war und blieb allezeit bildlos, in der älteren Zeit naiv, später bewußt. Als die Israeliten nach Palästina kamen und dort eine im Verhältnis zu ihrem bisherigen Nomadenleben höher entwickelte Kultur vorfanden, da haben sie alles übernommen, was sich übernehmen ließ. Nur an einigen Punkten regte sich, wenigstens in manchen Kreisen, ein energischer Widerspruch gegen das Neue und führte zu bedeutsamen Reaktionen. Wie man sich auf sozialem Gebiet gegen das Zinswesen der Babylonier und Assyrer wehrte und es der beduinischen Sitte und dem geschlechterrechtlichen Verband gemäß als Wucher verurteilte, so verwarf man auch die Darstellung der Gottheit im menschlichen Bilde als einen mit dem religiösen Empfinden unvereinbaren heidnischen Greuel. Das lehrt nicht nur die Ueberlieferung des Alten Testamentes, die eine kritische Schule der modernen Zeit mit Unrecht angefochten hat, sondern das dürfen wir auch aus den Ausgrabungen schließen. Wir könnten das zwar nicht so sicher behaupten, wenn wir nur auf das negative Resultat angewiesen wären, daß bisher kein Kultbild und nicht einmal die Statuette eines Baals gefunden ist; denn jeder Tag könnte uns eine Ueberraschung bringen und unsere These über den Haufen stoßen. Aber eine andere Tatsache ist doch sehr beachtenswert.

Man hat jetzt, nicht direkt bei den Ausgrabungen, wohl aber sonst in Palästina mehrere Stierbilder gefunden, die an das

1) Wenn bei manchen Bildern die Göttin mit den Händen ihre Brüste kneift, so ist das noch heute ein im Orient bekannter unmißverständlicher Gestus.

goldene „Kalb“ erinnern, das Jerobeam im Jahvekultus zu Betel und Dan aufrichten ließ. Schon früher vermutete man, daß der Stier ursprünglich das heilige Tier des aramäischen Gottes Ramman gewesen sei. Das ist um so wahrscheinlicher, als das Dorf er-rummān im Ostjordanland, in dem eines der Bilder auf einem in die Wand gemauerten Steine entdeckt ward, noch den Namen der Gottheit bewahrt hat. Der Kult dieses Gottes, der schon früh nach Babylonien gedrungen war, erfreute sich großer Beliebtheit, wie sein weiter Verbreitungskreis beweist. Im Alten Testamente wird er gewöhnlich nur „der Ba'al“ d. h. der Herr genannt, doch begegnet er uns einmal unter seinem Doppelnamen Hadad-Rimmon (Zacharja 12 11). Dabei erfahren wir, daß man Totenklage um ihn hielt. Er war also eine Adonis- oder Tamuzgestalt, für die Sterben und Auferstehen charakteristisch ist. Sein Symbol ist das Blitzbündel und bezeichnet ihn als Vegetationsgott; denn der Gewitterregen befördert die Fruchtbarkeit des Bodens. Dazu paßt der junge Stier als die Verkörperung der Haustiere, die ebenso wie die Pflanzen seinem Schutze empfohlen sind. Ramman ist demnach der Gott der Bauern, der schon von den kanaanitischen Landleuten verehrt wurde, als die Israeliten nach Palästina kamen. Jahve, der Gott der Nomaden, hatte mit diesem Baal Jahrhunderte hindurch zu kämpfen, ehe er als endgültiger Sieger gekrönt wurde. Bisweilen schien sich die Wagschale zu gunsten seines Gegners zu neigen, am stärksten damals, als Jerobeam nach der Reichsspaltung den Forderungen des nordisraelitischen Volkes nachgab und die Einführung des Stierbildes in den offiziellen Jahvekult anordnete. Dennoch ist ein großer Unterschied zwischen den Darstellungen Rammans auf palästinischem Boden und den anderwärts gefundenen nachweisbar; denn dort fehlt die hier durchgängig vorhandene menschliche Gestalt des Gottes. Die Israeliten, und vielleicht schon die Kanaaniter, übernahmen also nur das Symbol des Gottes, den Stier, lehnten hingegen das eigentliche Bild als heidnisch ab. So zeigt sich grade in dem Stierdienst die Kraft der israelitischen Religion, die sich bei aller Aneignung des Fremden dennoch in ihrer selbständigen Eigenart zu behaupten und durchzusetzen weiß. Was sich hier deutlich verfolgen läßt, ist auch in anderen Fällen wahrscheinlich. So sehr Israel auch in die Kultur des vorderen Orients verflochten war, hat es trotzdem niemals den Geist seiner Religion ganz verleugnet, obwohl der Glanz ihres Spiegels getrübt sein mochte. Auf der Fernhaltung alles Menschlichen von der Gottheit beruht die Schwäche und die Stärke der israelitischen Religion: ihre Schwäche, weil ihr die Schöpfungen eines Phidias oder Michelangelo versagt bleiben mußten, ihre Stärke, weil durch diese ehrfürchtige Scheu die Innerlichkeit ver-

tieft und die welthistorische Prophetie erst ermöglicht wurde.

Auf die Kulthandlungen ist aus den Ausgrabungen naturgemäß wenig zu schließen. Trotzdem haben sie uns eine Ueberraschung beschert, die vorher niemand erwartet hatte, bezüglich der Menschenopfer. Das Alte Testament bietet uns darüber einige Nachrichten, die zur Deutung der Funde herangezogen werden müssen. Die Sage von der Opferung Isaaks (I Mose 22) rechnet zwar, so wie sie heute lautet, mit der Möglichkeit, daß Jahve ein Kinderopfer verlangen könne, sie weiß aber, daß er es in Wirklichkeit nicht tut. Mit Recht hat man diese Erzählung für eine Kultsage erklärt, die den Wechsel des gottesdienstlichen Ritus erkennen läßt, der an dem betreffenden Kultorte geübt wurde: Ursprünglich wurde dort ein Kinderopfer dargebracht, später jedoch begnügte sich die Gottheit mit einem Widderopfer. Ein anderes Mal wird uns erzählt, wie der Gileaditer Jephta seine einzige Tochter dem Jahve opfert, nachdem er sie gelobt hatte, um den Sieg über die Ammoniter zu erringen (Richter 11). Hier wird der Vollzug des Menschenopfers tatsächlich berichtet, aber es erscheint nicht als eine regelmäßige, sondern als eine außergewöhnliche Handlung, um die Gottheit in einem ganz bestimmten Falle gnädig zu stimmen. Daß trotzdem hinter dieser Geschichte eine ständige rituelle Gepflogenheit gestanden hat, dürfen wir aus dem Zusatz schließen: „Darum ward es zur Sitte in Israel: Alljährlich ziehen die Jungfrauen Israels aus, die Tochter des Gileaditers Jephta zu besingen, jedes Jahr vier Tage lang." Der hier beschriebene Trauerritus hat demnach einen älteren Brauch, den Brauch des Menschenopfers, abgelöst. Ein drittes Mal hören wir von einem Bauopfer (I Könige 16 34). „Zu Ahabs Zeiten baute Hiel von Betel die Stadt Jericho wieder auf. Ueber seinem Erstgebornen Abiram legte er den Grund und über seinem Jüngstgebornen Segub setzte er die Tore ein, nach dem Worte Jahves, welches er durch Josua ben Nun geredet hatte." Auch hier wird das Opfer als außerordentlich hingestellt und mit dem Fluche motiviert, der einst über Jericho ergangen ist (Jos. 6 26). Immerhin sind Opfer und Fluch nur dann verständlich, wenn sie an eine ältere oder irgendwie bekannte Sitte anknüpfen. Es gilt hier wie überall das allgemeine Gesetz, daß das, was sich im Kultus gegenwärtig und regelmäßig wiederholt, im Kultmythus zu einer einmaligen, in der Vergangenheit spielenden Tatsache wird. Nun ist uns einmal noch eine alte Vorschrift erhalten, wonach Jahve die menschliche Erstgeburt fordert: „Das Beste deines Ackers und deiner Kelter sollst du nicht zurückhalten. Den Erstgebornen deiner Söhne sollst du mir geben. Ebenso sollst du es tun bei deinem Rind und deinem Kleinvieh" (2. Mose 22 28 ff.). Mitten hineingeschoben zwischen die

Erstlinge des Feldes und der Tiere erscheinen hier die Erstlinge der Menschen, die der Gottheit gehören und ihr dargebracht werden sollen. Dies Gebot reicht in sehr alte Zeiten zurück, da später stets vorgeschrieben ist, die menschliche Erstgeburt durch Opfer auszulösen. Obwohl die Ausführung dieses Gebotes niemals erzählt wird, kann man dennoch seine Gültigkeit, wenigstens für eine ferne Vergangenheit, nicht bezweifeln. Die Geschichte vom Auszug aus Aegypten ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich. Nach dem ganzen Zusammenhang soll die Tötung der Erstgeburt durch Jahve eine Plage sein, die über den Pharao und die Aegypter verhängt wird, um sie zum Nachgeben für die Forderungen Israels zu veranlassen (II Mose 11 4 ff.). Im Widerspruch damit steht die Tatsache, daß Jahve auch die Erstgeburt der Israeliten verlangt und sie mit dem Tode bedroht, falls nicht das Blut der Paschalämmer an Oberschwelle und Türpfosten gestrichen ist. Hier spiegelt sich wiederum in der Erzählung der wechselnde kultische Ritus wieder: Ursprünglich brachte man Jahve die menschliche Erstgeburt dar, später opferte man Paschalämmer als Ersatz. Im allgemeinen ward so der schaurige Brauch gemildert, wenn er auch in manchen Gegenden sich erhalten mochte; nur am Ausgang der Königszeit, als Israel unter Manasse sich einem wilden Synkretismus ergab, lebte er unter fremdem Einfluß noch einmal in weiterem Umfange wieder auf; damals verbrannten viele Israeliten ihre Söhne und Töchter zu Ehren des Melek (Moloch), obwohl die Propheten dagegen eiferten (Jerem. 7 31). Nehmen wir noch hinzu, daß wir auch bei den anderen semitischen Völkern oft von Menschenopfern erfahren, dann werden wir mit der nötigen literarischen Ausrüstung an die Ausgrabungen herantreten.

Bei der schon mehrfach genannten heiligen Stätte von Geser entdeckte Macalister einen Kinderkirchhof. Als Särge waren große, dickwandige, ornamentlose, meist zweihenklige Krüge benutzt, die auf der die Masseben umgebenden Plattform lagen. Der Körper des Kindes war gewöhnlich mit dem Kopf voran in das Gefäß gesteckt; außerdem füllten zwei oder drei kleinere Krüge, eine Schüssel und eine Tasse, alles in feine Erde oder Sand gehüllt, den Topf. Die Kinder waren sämtlich neugeboren, keines, wie von einem Anatomen versichert wird, älter als eine Woche. Als einzige Ausnahme sind zwei Kinder von ungefähr sechs Jahren zu betrachten, deren Skelette, obwohl sie sich in sehr schlechtem Zustande befanden, deutliche Spuren von Feuer trugen. An den anderen Leichen hingegen war keinerlei Art von Verstümmelung erkennbar. Der Inhalt der Gefäße ist leicht zu deuten: die kleinen Krüge, Schüsseln und Tassen sollten dem Kinde als

Hausrat dienen für das Leben nach dem Tode; vielleicht waren sie mit Wasser und Brot gefüllt, vielleicht aber genügte – nach ägyptischem Glauben – der Sand als Scheinmehl, war der Tote doch selbst nur ein Scheinwesen, ein Schatten. Kleine Kinder in Krügen beizusetzen, ist eine im prähistorischen Griechenland übliche Sitte; dagegen ist sie im (alten?) Aegypten erst neuerdings durch Flinders Petrie in dem für Gosen ausgegebenen saft el-henne nachgewiesen, sonst aber nur aus dem Aegypten der späten, hellenistischen Zeit bekannt. An eine einfache Beerdigungsstätte in Geser zu denken, verbietet erstens die Tatsache, daß wir uns dort an einem nachweisbar heiligen Orte befinden, und zweitens, daß lauter Neugeborne begegnen. Es handelt sich vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach um Erstgeburtsopfer, die dem Gotte dargebracht und wohl lebendig erstickt waren. Die Aufbewahrung der Leichen in Krügen, die von der Bestattung der Erwachsenen auffällig absticht, geschah vermutlich deshalb, weil die Töpfe am besten konservieren; darum hob man ja auch die Papyrusurkunden in irdenen Gefäßen auf. Handelt es sich einfach um eine Bestattung, dann müßte man auch den Unterschied erklären, der zwischen den Kindern und den Erwachsenen gemacht wurde. Aehnliche Krüge, mit Kinderleichen gefüllt, hat man auch bei den Ausgrabungen in Megiddo und Thaanach zu Tage gefördert. Ihr Inhalt war im allgemeinen derselbe, doch waren den Kleinen bisweilen noch Spindeln, Kieselsteine, Perlen und Muscheln als Spielzeug und Amulette beigegeben. Das Alter war nicht genau erkennbar. Doch behauptet Sellin, daß von 16–20 Leichen, die er an einer Stelle entdeckte, die Hälfte eben geboren, der Rest hingegen etwas älter war, keines indessen mehr als zwei Jahre zählte. Als Fundort kommt hier kein heiliger Platz in Betracht, sondern meist der Boden eines Hauses, gewöhnlich in der Nähe einer Ecke. Um zu beweisen, daß auch hier nicht an Opfer, sondern an einfache Bestattungsriten zu denken sei, hat man daran erinnert, daß die Aegypter noch heute totgeborene Kinder im Hause zu verscharren pflegen. Aber diese Sitte bedarf selbst erst der Erklärung, da der Fußboden des Hauses in der alten Zeit keineswegs der naturgemäße Ort für die Beerdigung ist, sondern die Felshöhle oder die Steinstube.

Wir müssen vielmehr noch eine andere Reihe von Tatsachen hinzunehmen, die wir aus den Funden gelernt haben. In Megiddo ebenso wie in Geser sind eine große Zahl von Erwachsenen und Kindern, Männern und Frauen, direkt oder in Krüge gelegt, bisweilen mit einem Lehmestrich überzogen oder von Steinen eingefaßt, unter Mauern und unter Toren, unter dem Fußboden in der Ecke oder in der Mitte des Zimmers entdeckt worden. So lag, um

nur ein Beispiel zu nennen, unter der Mauer eines Hauses ein großer Krug, der die Ueberreste von zwei kleinen Kindern enthielt. Seine Oeffnung war zerbrochen, um die Leiber hineinzuzwängen. Darüber befanden sich zwei Schüsseln, von denen die eine zwei andere kleinere Schüsseln in sich barg, dahinter standen zwei Krüge aufrecht und waren zwei Lampen in einander gebettet. Diese typischen Beigaben, die dem Toten zum Essen, Trinken und Leuchten im Jenseits dienen sollten, begegnen nun bisweilen ohne Leiche an denselben Orten, wo sonst die Leichen vorkommen. Wir dürfen daraus den Schluß ziehen, daß die Symbole später das menschliche Wesen verdrängt haben: Wo man ursprünglich Menschen einmauerte mitsamt den Beigaben, begnügte man sich später mit den Beigaben allein. Das hat nur dann einen Sinn, wenn es sich nicht um einen Grabritus, sondern um einen Kultritus handelte. Die Hauptsache war also nicht, einen Menschen zu beerdigen, sondern den betreffenden Ort, die Mauer, die Torflügel, die Zimmerecke, das Haus durch einen heiligen Akt zu weihen. Darum opferte man dort einen Menschen oder brachte wenigstens die Symbole eines Menschenopfers dar in der Hoffnung, daß die Gottheit „das Nachgeahmte an Stelle des Wirklichen annehme". Aus den Gründungssagen dürfen wir vermuten, daß die Fundamentopfer lebendig eingemauert wurden. Dieser schaurige Brauch hatte ursprünglich den Zweck, die Gottheit oder den Dämon mit dem Bau des Hauses oder der Stadt oder der Mauer auszusöhnen. Zugleich wurde der Tote der Schutzgenius, der gute Geist des Hauses, der alles Böse fernerhin abwehrt. Er wohnt unter der Schwelle, über die man darum in der alten Zeit hinweghüpfen muß, oder gleich einem höheren Wesen in den Türpfosten, die als Masseben eigentlich Repräsentanten der Gottheit sind. Der Brauch wurde, obwohl er zu Geser noch im achten Jahrhundert vorhanden war, schon früh gemildert; denn die Ablösung des Menschenopfers durch seine Symbole ist bereits im fünfzehnten Jahrhundert nachweisbar. Ein anderer Ersatz ist das schon beim Auszug aus Aegypten berichtete und noch heute in Palästina übliche Streichen von Tierblut an Türsturz und Türpfosten, ein, wie aus manchen Einzelheiten hervorgeht, deutlicher Ueberrest des uralten Bauopfers. Als ein anderes Ueberlebsel muß auch das Verscharren der totgeborenen Kinder unter dem Zimmerboden in Aegypten gelten.

Das Bauopfer ist ohne Zweifel uralt, da es über einen großen Teil der Welt verbreitet ist. Wir begegnen ihm in Palästina wie in Mexiko, in Rom wie in Siam, in Schleswig-Holstein wie in Nordamerika: überall wissen die Gründungssagen von Fundamentopfern zu erzählen. Man hat deshalb keine Ursache, die israelitische Religion, die überdies auch hier von der kanaani-

tischen beeinflußt sein dürfte, als eine besonders grausame und tiefstehende zu bezeichnen, zumal die Milderung schon früh vollzogen ist. Die Literatur des Alten Testamentes lehrt uns, wie gewisse Kreise das Menschenopfer als eine von Jahve nicht geforderte Sitte betrachteten, wie dann namentlich die Propheten es direkt als widergöttlich verwarfen. Mag auch durch diese überraschenden Funde die Religion des Volkes auf ein tieferes Niveau herabgedrückt werden, als es bisher den Anschein hatte, und mag man bedauern, daß die Kritik, die das Menschenopfer in so weitem Umfange leugnete, nicht völlig Recht behielt gegenüber der Tradition, so wird trotzdem und gerade dadurch die Höhe der prophetischen Religion gehoben und der Abstand, der sie von der Volksreligion trennte, zu einer staunenswerten Kluft. Denn das muß man sich stets vor Augen halten, daß die Funde die Volksreligion erläutern.

Ihr Resultat ist, wenn man Petras Erforschung mit dazu rechnen darf, von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die israelitische Religionsgeschichte. Denn je mehr wir die Religion der breiten Masse kennen lernen, desto erhabener wird die Höhe, zu der sich die großen Persönlichkeiten der Propheten emporgeschwungen haben. Manche These moderner Historiker ist umgestoßen, die Ueberlieferung aber als zuverlässig erwiesen worden: das gilt vor allem von den Götterbildern, die angeblich im offiziellen Jahvekult existiert haben sollen (eine These, die bis heute durch kein Beispiel erhärtet werden kann) und von den Menschenopfern, deren Existenz von Einigen geleugnet wurde, die aber jetzt durch eine Fülle von Tatsachen sicher gestellt sind. Wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß auch die weiteren Ausgrabungen zur Aufklärung gerade dieser beiden Kapitel beitragen werden. Ueberdies dürfen wir Funde von Altären, heiligen Steinen und göttlichen Symbolen erwarten, durch welche die kanaanitische und israelitische Volksreligion noch konkreter und anschaulicher wieder erstehen dürften, als es heute schon der Fall ist. Besondere Beachtung verdient dabei der Umstand, daß wir auf diesem Gebiet starke Einflüsse der ägyptischen Religion konstatieren konnten, während die Abhängigkeit von Babylonien sehr zurücktritt.

Schluß.

Eine eigene Darstellung, die über den Rahmen dieses Schriftchens weit hinausgehen würde, verdienten die kulturhistorischen Funde. Hier muß ein kurzer Hinweis darauf genügen. Sie sind an Zahl und Umfang bei weitem die bedeutendsten und für den Forscher von größtem Interesse, weil wir bisher

über die materielle Kultur des alten Palästina so gut wie nichts wußten. Jetzt aber haben sie uns reiche Belehrung verschafft über Stadtanlagen und Häuserbau, über Zyklopenmauern und Gewölbekonstruktionen, über Höhlen, Zisternen und Pressen, über häusliche und landwirtschaftliche Geräte aus Feuerstein, Kupfer, Eisen, Ton und Knochen, über Schmuckgegenstände und Siegel, über die verschiedenen Arten der Steingräber und Felsgräber, über die Totenbeigaben und manches andere. Alle diese Dinge muß man sich wohl vor Augen halten, wenn man sich ein Urteil darüber bilden will, was durch die Ausgrabungen in Palästina schon erreicht worden ist. Man muß freilich zugestehen, daß kein glänzender, alles überragender, blendender Fund, kein sogenannter Clou, wie etwa der „Schmuck der Helena", den Schliemann in Troja ausgrub, oder wie der „Kodex Hammurabi", gemacht worden ist, aber man darf andererseits nicht vergessen, daß die zahlreichen Kleinfunde, in harter, entsagungsvoller Arbeit zusammengefaßt, einzelne Ausschnitte aus dem altisraelitischen Leben anschaulich zu gestalten geeignet sind und daß sie manches Licht werfen auf Gebiete, die früher gänzlich in Dunkel gehüllt waren. Hier sollen aus der Fülle des Materials nur zwei Einzelheiten herausgegriffen werden, die auch für die israelitische Religionsgeschichte von Bedeutung sind und das im vorigen Kapitel entworfene Bild ergänzen und vervollständigen.

Da ist zunächst das Kohlenbecken aus Thaanach zu nennen, gewöhnlich, aber mit Unrecht, als „Räucheraltar" verstanden. Das Gerät aus dickwandigem Ton gleicht einem leicht zu transportierenden Ofen, der im Winter die Zimmer erwärmen sollte. Es ist etwa 90 cm hoch, hohl, in Form einer quadratischen nach oben sich verjüngenden Pyramide, und auf allen vier Seiten mit Brennlöchern versehen. Als Kohlenbecken dient die oben angebrachte flache Schale, in deren Rand Kreisornamente eingepreßt und zwei spiralförmig eingerollte Handgriffe eingelassen sind. Vor einem solchen Kohlenbecken saß einst König Jojakim von Juda in seinem Winterpalast, als man ihm die Weissagungen Jeremias vorlas: jedesmal, wenn der Vorleser drei oder vier Spalten verlesen hatte, zerschnitt der König das Blatt mit dem Federmesser und warf die Fetzen in das vor ihm stehende Kohlenbecken (Jeremia 36 22 ff.). Auch das in Thaanach gefundene Gerät muß einem reichen Manne gehört haben, wie die zahlreichen Verzierungen beweisen. Auf den Flanken des Ständers sind je fünf Gestalten übereinander gestellt, drei davon sind Mischwesen mit tierischem Leib, steifen Flügeln und bartlosem, menschlichem Kopf; zwischen ihnen liegen zwei Löwen, die ihre Vordertatzen auf den Kopf des Mischwesens gelegt haben und die Zähne grimmig fletschen. Um

die Vorderseite auszufüllen, sind außerdem zwei Böcke angebracht, die hoch aufgerichtet mit umgedrehten Köpfen einander gegenüberstehen, zwischen ihnen ein Baum mit spiralförmig gewundenen Zweigen. Endlich ist auf der linken Seite zwischen die Körper ein kleines Relief geschoben, das einen Knaben darstellt, der eine ebenso große Schlange am Halse würgt. Alle diese Motive sind im vorderen Orient weit verbreitet gewesen und hängen mit Mythen zusammen, die wir wenigstens bruchstückweise besitzen. Hier sei nur hingewiesen auf die mischgestaltigen Wesen, die uns eine eigenartige Form der auch im Alten Testamente erwähnten Cherubim[1]) kennen lehren; ganz sonderbar ist hier die Kopfbedeckung: eine flach aufliegende Mütze mit zwei auf der linken Seite herunterhängenden Troddeln. Es wäre wichtig zu wissen, welches Volk eine solche Kopfbedeckung getragen hat, damit wir die Herkunft dieser Figur feststellen könnten. Ein zweiter Cherub mit hoher hethitischer Mütze, der sich jetzt im Louvre zu Paris befindet, wurde in den Steinbrüchen der sogenannten „Baumwollgrotte" Jerusalems entdeckt.

Eine Gruppe von kulturhistorischen Kleinfunden, die auch für die Religionsgeschichte wichtig sind, bilden die Siegel. Das Siegel spielte im Altertum, wo nicht jedermann schreiben konnte, eine große Rolle, da es die Stelle der Unterschrift vertrat. Ueberdies waren Siegelabdrücke das, was für uns heute Riegel und Schlösser sind: man versiegelte Türen, Truhen, Krüge, um sie gegen Sklaven und Diebe zu schützen. So hatte jedermann sein eigenes Siegel, und die königlichen Beamten führten neben dem persönlichen noch offizielle Regierungssiegel. Infolgedessen hat man bei den Ausgrabungen Siegel zu Myriaden gefunden, in Aegypten, auf den griechischen Inseln, in Vorderasien bis zum Euphrat hin. Unter den Siegeln Palästinas ist besonders das in Megiddo zu Tage geförderte Regierungssiegel des Schema zu nennen, eines königlichen Beamten unter Jerobeam II.

Bei den Ägyptern hat das Siegel die charakteristische Form des Skarabäus, d. h. des Mistkäfers (ateuchus sacer), der aus einem nicht sicher zu erkennenden Grunde seit uralten Zeiten als heilig galt. Er wurde aus Edelstein, Elfenbein, Holz, seltener aus Metall oder Glas nachgebildet, ward emailliert, glasiert oder koloriert und bisweilen auch in der Form etwas verändert. Man pflegt in diesem Falle von Skarabäoiden zu reden. Auf der unteren Fläche sind verschiedene Dinge eingegraben: entweder hieroglyphische Zeichen, die den Namen des Trägers, den Namen von Königen oder Gottheiten, gute Wünsche oder magische Formeln enthalten, oder

1) Vgl. besonders Ezechiel 1.

Figuren wie Sonnenbarke und Sonnenscheibe, Vögel, Schlangen, Lotusblumen, Jagdszenen, oder geometrische Muster wie Linien, Spiralen, Kreise.

Bei den Babyloniern hingegen hat das Siegel die charakteristische Form des Zylinders. Es gleicht einer kleinen Walze mit eingeritzten Schriftzeichen und Bildern, wird über den noch feuchten Ton gerollt und bringt so einen erhabenen Abdruck hervor. Es besteht aus Porphyr, Basalt, Lapislazuli, Magneteisenstein, Jaspis oder Ton, ist meist der Länge nach durchbohrt und auf einen Metalldraht gezogen, um das gleichmäßige Rollen über die weiche Masse zu erleichtern. Siegel ohne Figuren sind äußerst selten. Meist begegnen neben den Schriftzeichen eingravierte Darstellungen, deren Inhalt nach der Mode der Zeiten wechselt: da erscheinen gewöhnlich Szenen aus dem Kultus, wie die Verehrung des heiligen Baumes durch göttliche Genien und Ähnliches. Der Siegelzylinder ist wohl ursprünglich in Babylonien heimisch gewesen, obwohl er auch in Ägypten schon zu prähistorischer Zeit gefunden ist. Während er in Babylonien und später im assyrischen und neubabylonischen Reich sich stets gehalten und nur geringe Wandlungen durchgemacht hat, ist er hingegen in Ägypten nur bis in die achtzehnte Dynastie gebraucht, dann aber durch den Skarabäus fast völlig verdrängt worden.

Blicken wir nun auf die Ausgrabungen in Palästina, so zeigt sich, daß dort beide Formen des Siegels, der ägyptische Skarabäus wie der babylonische Zylinder begegnen. Obwohl der Skarabäus, soweit sich die bisherigen Resultate übersehen lassen, bei weitem überwiegt, darf man doch das eigentümlich Palästinische darin erkennen, daß sich hier beide Formen kreuzen und miteinander mischen. So hat z. B. das bereits erwähnte Siegel des königlichen Regierungsbeamten Schema in Megiddo die ägyptische Form des Skarabäoids; die Gravüre hingegen stellt einen Löwen dar, der in dieser charakteristischen Weise mit dem aufgesperrten Rachen, dem gekrümmten Schwanz, der Mähne und den Tatzen für die babylonischen Künstler konventionell gewesen ist. Als noch bezeichnender und geradezu als typisch für die palästinische Kultur überhaupt darf gelten ein in Thaanach gefundener Siegelzylinder, der neben babylonischen Keilschriftzeichen und Gestalten ägyptische Hieroglyphen und Amulette enthält. Dieses Siegel, das nach der beigefügten Legende dem „Atanahili, Sohn des Habsi, Diener des Nergal" gehörte, stammt aus der Zeit Hammurabis, des großen Gesetzgebers, wie aus den Eigennamen mit Sicherheit geschlossen werden kann. Es ist in Palästina gefertigt und lehrt uns, daß dort schon um 2000 v. Chr. eine Vermischung babylonischer und ägyptischer Kultur angenommen werden muß.

Die palästinische Kultur ist demnach eine Mischkultur, deren Bestandteile gleicherweise babylonischen wie ägyptischen Ursprungs sind. Auf die babylonischen Elemente im alten Israel hat die Forschung des letzten Jahrzehnts ihr besonderes Augenmerk gerichtet. Die Erkenntnisse, die man hier gewonnen hat, sind in dem Kampfe um Babel und Bibel auch weiteren Kreisen zugänglich geworden. Darüber aber hat man den Einfluß Ägyptens ungebührlich vernachlässigt; gibt es doch Forscher, die im Überschwang der Freude die bisherigen Resultate so weit übertreiben, daß sie nunmehr alles aus Babylonien herleiten möchten und als „Panbabylonisten" völlig blind sind gegen die ägyptischen Elemente im vorderen Asien. Man braucht das Eine nicht zu leugnen und kann doch auch das Andere anerkennen: ein wirkliches Verständnis der palästinischen Kultur wird nur dann erschlossen, wenn man ihre Abhängigkeit von Babylonien und von Ägypten in gleichem Maße betont.

Die Beziehungen Ägyptens zu Palästina sind, wie man immer deutlicher erkennen kann, schon in der ältesten Zeit sehr lebhaft gewesen. Unter Snefru (um 2900 v. Chr.) bringen vierzig Schiffe Zedernholz aus dem Libanon, wie die Chronik des Palermosteines berichtet. Auch die neuesten Ausgrabungen der Deutschen Orientgesellschaft haben in dem ägyptischen Totentempel des Sahurê, eines Königs aus der fünften Dynastie (um 2500 v. Chr.), verschiedene Reliefs zutage gefördert, die einen damaligen Verkehr Ägyptens mit Phönikien unzweideutig beweisen. Da ist z. B. die ägyptische Flotte dargestellt, die von einer Expedition aus dem Libanongebiet heimgekehrt ist. Das Schiff hat am Ufer angelegt, und die Mannschaften begrüßen den König: „Heil Dir, Sahurê, Gott der Lebendigen, die Deine Schönheit sehen". Neben den Ägyptern sehen wir asiatische Gefangene, Semiten, die von den Ägyptern gezwungen werden, ebenfalls dem Könige zu huldigen. Zu diesen Reliefs und zu dem oben erwähnten Siegelzylinder aus Thaanach mit den Hieroglyphenzeichen gesellt sich als weiteres Beweisstück das „Leben des Sinuhe", die Selbstbiographie eines Ägypters am Hofe Usertesens I (um 2000 v. Chr.). Der Verfasser, der um eines Staatsgeheimnisses willen fliehen muß, schildert, wie er auf der Flucht ganz Palästina von Süden nach Norden durchzog und auch nach Byblos gelangte, einer phönikischen Stadt. Er war dort nicht der einzige Ägypter, sondern traf dort Landsleute, die dem einheimischen Fürsten bereits von seiner Person erzählt hatten. Byblos war seit uralten Zeiten auch von der Religion Aegyptens abhängig. Ein General, der unter Sesostris III. (um 1850 v. Chr.) diente, erzählt, wie er einen Distrikt in Palästina (Sichem?) eroberte. Besonders rege war der Verkehr unter Tutmosis III. (um 1475 v. Chr.), der Pa-

läſtina und Syrien in einer großen Reihe von Feldzügen ſyſtematiſch unterworfen, der überall Garniſonen eingerichtet und Statthalter eingeſetzt hatte. Nach der Tell-Amarnazeit, in der Aegyptens Einfluß geſchwächt war, treffen wir eine Inſchrift von Sethos I. (um 1300 v. Chr.) und eine zweite Inſchrift von Ramſes II. (um 1250 v. Chr.) mit ſemitiſchem Gottesnamen, den ſogenannten Hiobſtein, weit öſtlich vom See von Tiberias im Hauran, die Zeugnis ablegen von dem Siegeszuge der Pharaonen nach Damaskus.

Es wird nun darauf ankommen, die in Paläſtina ſich kreuzenden Fäden der Babylonier und der Ägypter zu entwirren und beiden Völkern gerecht das Ihre zuzuerkennen, ohne gewaltſam übertreibend alles von einem herleiten zu wollen. Auf den drei großen Gebieten menſchlichen Lebens, in der Geſchichte der Literatur, der Religion und der Kultur Israels müſſen wir die Spuren aufſuchen, die von beiden hinterlaſſen ſind. Dieſe Arbeit, die erſt vor kurzem und erſt zum Teil begonnen hat, wird die jetzige Generation vollauf beſchäftigen und noch der künftigen genug zu tun geben. Ihre Reſultate laſſen ſich heute nur vorausahnen und können nur in groben Umriſſen angedeutet werden: es ſcheint, als ob die Literatur Israels in den Hymnen und Klageliedern, Mythen und Sagen, im Kanzleiſtil und Hofſtil ſtarke Impulſe aus Babylonien, dagegen in den Märchen und Novellen, in der Weisheit und den Orakeln mancherlei Einflüſſe aus Ägypten empfangen hat. Die öffentliche Religion Israels ſcheint auf einen engen Zuſammenhang mit babyloniſchen Anſchauungen und Riten hinzuweiſen, während die private Religion des Volkes, wie ſie ſich in den Winkelkulten, im Zauberweſen und in abergläubiſcher Praktik äußert, mehr von der ägyptiſchen Religion abhängig iſt. Auch die materielle Kultur iſt geſpalten: die Backſteinbauten und Gewölbekonſtruktionen ſind babyloniſchen Urſprungs, ägyptiſcher Herkunft hingegen die meiſten Geräte wie Backöfen und Salbflaſchen, Feuerſteinſicheln und Krummſäbel, ferner die älteſten Grabformen und Totenbeigaben, die Ornamente und Schmuckſachen, die Siegel und Amulette. Man hat durchaus den Eindruck, daß in der materiellen Kultur der ägyptiſche Einfluß überwiegt, während er in der Religion und Literatur hinter dem babyloniſchen zurücktritt.

Erſt wenn dieſe Aufgabe, die hier nur flüchtig ſkizziert werden ſollte, zu Ende geführt iſt, wird man klar erkennen können, worin die Kanaaniter oder die Israeliten original geweſen ſind. Muß man ihre Kultur auch im großen und ganzen als eine Miſchkultur betrachten, deren eigentümliches Charakteriſtikum eben die Vermiſchung von zwei fremden Kulturen iſt, ſo gewinnt man doch bei genauerem Studium und tieferem Eindringen bisweilen Anhaltspunkte, die auf eine ſelbſtändige Verarbeitung und eine geiſtige

Durchdringung des aus der Fremde übernommenen Stoffes hindeuten.

Eine ähnliche Erscheinung, wie wir sie bereits bei den Götterbildern konstatiert haben, läßt sich z. B. auch bei den Siegeln beobachten. Während die babylonischen Siegel neben dem Namen des Besitzers durchweg bildliche Darstellungen enthalten, die sehr oft dem Kultus entlehnt sind — weil die um den Hals oder am Finger getragenen Siegel zugleich als Schmuck und Amulett dienten, wie wir auch von den ägyptischen Skarabäen wissen — sind dagegen auf palästinischem Boden eine verhältnismäßig große Zahl von Siegeln gefunden, die nur den Namen, aber kein Bild aufweisen. Durch den Namen werden diese Siegel ausdrücklich als israelitischen Ursprungs bezeugt, während man sonst nie sicher entscheiden kann, ob sie einem Israeliten oder einem Fremden gehört haben. Ist das Fehlen des Bildes ein Zufall oder beruht es auf religiösen Anschauungen der Israeliten?

Es gibt auch israelitische Siegel mit Bild. Auf dem bereits mehrfach genannten Siegel des königlichen Beamten von Megiddo ist neben dem babylonischen Löwen ein ägyptisches Lebenszeichen mit blasser Farbe aufgetragen, das von einem Siegelstecher nachträglich ausgeführt werden sollte. Wir lernen daraus, daß die Gravierung dem Besitzer nicht gleichgültig war, daß er sie nicht nur für einen nebensächlichen Schmuck hielt, sondern daß er sich etwas dabei dachte: er vermißte das Lebenszeichen, das als Amulett und zauberkräftiges Abwehrmittel mit den Ägyptern über ganz Vorderasien verbreitet und auch den Israeliten sehr geläufig war. Weiter läßt sich zeigen, daß fast sämtliche Siegelfiguren auch im Alten Testamente als Symbole Jahves und seiner göttlichen Macht erwähnt sind. Obwohl das Löwenemblem auf dem Megiddosiegel aus Babylonien stammt und ursprünglich das Attribut des Gottes Nergal gewesen ist, dürfte es dennoch seinem israelitischen Besitzer nicht anstößig gewesen sein, weil der Löwe zum Tier Jahves geworden ist, das den göttlichen Thron trägt (Ezechiel 1 10). Das Studium dieser Siegelgravuren und Bilder, die ausdrücklich durch den Namen des Besitzers als israelitische erwiesen werden, ist für uns von besonderem Interesse, da wir hier lernen, wie weit fremde Gottesbilder und Gottessymbole von den Israeliten angeeignet werden konnten. Es ist begreiflich, daß auf diesem Gebiete, welches der öffentlichen Religion entzogen war, allerlei heidnische Bilder eingeschmuggelt wurden, die um ihrer menschlichen Gestalt willen das feinere religiöse Empfinden mancher verletzen mußten. So ist, um ein eklatantes Beispiel zu bringen, auf dem Siegel, das „dem Elischama, dem Sohne Gedaljahus" gehörte, eine auf dem Throne sitzende Gottheit dargestellt; vor ihr

und hinter ihr stehen zwei Palmen mit sieben Wedeln, dies alles auf einem Schiffe, dessen Enden in langhalsige Vogelköpfe auslaufen. Der Besitzer sah darin gewiß ein Bild seines Gottes „Jahve, der über den himmlischen Wassern thront".

Aber obwohl uns eine solche Redewendung auch im Alten Testament begegnet (Psalm 29 10), würde dennoch der feinfühlige Israelit ein menschliches Bild der Gottheit als heidnisch verabscheut haben. Und diese These, die wir auf Grund der alttestamentlichen Überlieferung behaupten, („du sollst dir kein Bildnis noch Gleichnis machen"!) wird – trotz der eben angeführten Beispiele — grade durch die Siegel bestätigt. Denn, wie wir gleich zu Anfang hervorhoben: eine verhältnismäßig große Zahl von ihnen hat im Gegensatze zu dem Siegel Schemas, Elischamas und Anderer zwar den Namen des Besitzers, aber kein Bild. Die bildlosen Siegel sind für die Kenntnis des spezifisch israelitischen Wesens sehr wichtig; denn für die Abweichung von der allgemeinen, auch in Israel bekannten Sitte gibt es keine andere Erklärung als die: Die Besitzer bildloser Siegel *wollten* keine Bilder, und sie wollten sie nicht, weil *ihre Religion* sie ihnen verbot. Hier zeigt sich wiederum die Kraft der israelitischen Religion, die sich wohl durch das Fremde stark beeinflussen läßt, dennoch aber allmählich alles das abzustoßen weiß, was ihr nicht kongenial ist, oder, wenn sie es aufnimmt, in ihrem Geiste umgestaltet. Diese innerliche Umgestaltungskraft ist eine charakteristische Eigenschaft der Israeliten, die wir je länger je mehr grade auf Grund der Ausgrabungen schätzen und bewundern lernen[1]).

---

1) Ausdrücklich betonen möchte ich, daß ich auf dem Gebiet der Literatur und Religion – trotz aller durch die Sache gebotenen Kürze – eine *vollständige* Uebersicht über die Funde angestrebt habe. Was fehlt, habe ich mit Bewußtsein abgelehnt. So habe ich, um nur ein Beispiel zu nennen, die Ausgrabungen Petrie's auf der Sinaihalbinsel absichtlich ausgeschlossen, weil der von ihm behauptete semitische Charakter der Funde nicht bewiesen ist. Viele andere Dinge, die man fälschlich für Heiligtümer ausgegeben hat, wird man vergebens in der obigen Darstellung suchen.

Die wichtigste Literatur:

Ueber die Ausgrabungen

a) in Lachis:

Fl. Petrie, Tell el Hesy. London 1891.
Fr. J. Bliß, A mound of many cities. 2. Aufl. London 1898.

b) in den vier Sephelahügeln:

Bliß and Macalister, Excavations in Palestine during the years 1898—1900. London 1902.

c) in Geser:

St. Macalister, Streiflichter zur biblischen Geschichte aus der altpalästinensischen Stadt Geser. Wismar 1907.

d) in Thaanach:

E. Sellin, Tell Ta'annek. Denkschriften d. kais. Akad. d. Wiss. Wien. Phil.-hist. Kl. Bd. 50. Wien 1904. — Eine Nachlese ebend. Bd. 52. Wien 1905.

e) in Megiddo:

Tell el-mutesellim. Teil I. Fundbericht von G. Schumacher. Leipzig 1908.

Ferner vergl. zu den Napflöchern S. 24 A. Dieterich, Mutter Erde. Leipzig 1905 — zu den Dolmen S. 31 Sophus Müller, Nordische Altertumskunde. Straßburg 1897/98 — zu den palästinischen Siegeln S. 46 Dalman, Ein neugefundenes Jahvebild im Palästina-Jahrbuch II S. 44 ff. Berlin 1906.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Libra
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

FOR USE IN
LIBRARY
ONLY

119602
HPa Gressmann, Hugo
G8325a Die Ausgrabungen in Palästina und das alte Testament.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Ein Nachschlagewerk für alle religiös interessierten Gebildeten

erscheint bei mir nach sorgfältiger Vorbereitung unter dem Titel:

Die Religion in Geschichte und Gegenwart.

Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung.

Unter Mitwirkung von

Hermann Gunkel und **Otto Scheel**

herausgegeben von

Friedrich Michael Schiele.

Für wen ist dieses gemeinverständliche Handwörterbuch bestimmt?

Weil die Religion heute wieder eine gewaltig spürbare Macht wird, bedürfen in erster Linie und dringend eines Nachschlagewerkes über die **Religion der Gegenwart** diejenigen Menschen, welche die jüngsterwachte Kraft der Religion am lebhaftesten spüren.

Das sind aber alle geistigen Führer des modernen Lebens überhaupt und ihre Gesinnungsgenossen im Volke: die **Akademiker** aller Fakultäten, die modernen **Politiker** im weitesten Sinne, die **Pfarrer** aller Kirchen, die **Lehrer** aller Schulen, die gebildeten und bildenden **Frauen**, die **Beamten**, die **Journalisten** und **Schriftsteller**; und außer diesen, die an der Führung des Volkes teil haben, sind es alle die vielen, welche ohne Beruf oder Neigung zur Führerschaft doch ein **selbständiges Interesse an der religiösen Bewegung der Gegenwart** nehmen.

Für sie alle mangelt es an einem **Lexikon**, welches

1. über die Lage der Kirche und des Christentums in der Gegenwart orientiert,
2. der Erweiterung der theologischen Arbeit durch die Methoden der modernen Religionswissenschaft, Historik und Philologie nach allen Seiten hin Rechnung trägt,
3. für **alle seine Benützer verständlich, handlich und erschwinglich** ist.

Die **technische Anlage** des Handwörterbuchs: **„Die Religion in Geschichte und Gegenwart"** ist **übersichtlich.** Das wurde insbesondere dadurch erreicht, daß größere **Hauptartikel** für das betr. Stichwort alles Wissenswerte und alles Notwendige umfassen, während kleinere **Nebenartikel** die Hauptartikel von solchen Stoffen entlasten, welche eine einheitliche, straffe Darstellung unterbrechen würden. Zahlreiche **Verweisungsstichwörter** dienen als Wegweiser.

Nach Bedarf werden **Abbildungen** im Text oder auf Tafeln und **Karten** beigegeben.

Die **typographische Ausstattung** ist sorgfältigst erwogen und bei aller Einfachheit und Ruhe im typographischen Bilde sehr wirkungsvoll.

Der Umfang des Werkes ist auf 4—5 Bände von je rund 1000 Seiten Lexikon Oktav berechnet. Die Ausgabe erfolgt in **Lieferungen.**

Eine einfache Lieferung von 3 Bogen zu je 16 zweispaltigen Seiten kostet in der Subskription

Eine Mark.

An diesen Preis hält sich die Verlagsbuchhandlung nur den Subskribenten gegenüber für gebunden.

Jeden Monat erscheint mindestens eine einfache Lieferung. Für später ist die Ausgabe von Doppellieferungen in ebenfalls monatlichen Abständen als Regel vorgesehen, sodaß der **Abschluß** des Werkes schon für 1911 in Aussicht genommen werden kann.

Tafeln und die eventuell beizugebenden Karten werden für sich berechnet und zwar derart, daß 3 einseitig oder 2 doppelseitig bedruckte Tafeln für einen Textbogen gerechnet werden, während die Berechnung der Karten sich nicht im Voraus feststellen läßt; doch wird es sich im Wesentlichen nur um eine Karte aller Länder des alten Orients handeln.

Einzelne Lieferungen werden nicht abgegeben.

Jeweils nach Abschluß eines Bandes wird eine

solide Einbanddecke

zu einem möglichst billigen Preise hergestellt.

Für **Interessenten** stehen **Prospekte** und **Probelieferungen unberechnet** zur Verfügung.

Die Probelieferung

ist **reichhaltig** mit **Artikeln aus den verschiedensten Gebieten** ausgestattet, sodass sie eine bessere **Kenntnis** von **der Anlage des ganzen Werkes** vermittelt als die erste Lieferung, die nur das bieten kann, was in der Folge des Alphabets innerhalb dreier Bogen Platz findet.

Die **erste Lieferung** gelangt am **15. September 1908** zur Ausgabe.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.